



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

N^o 45.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Lösliche Bande.

Roman

von

B. A. B.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Die Errettung.



Die Stunde war längst vorüber, wo Pál in Erzsebethfalva hätte zurück sein sollen. Es wurde Mittag, weder Herr von Taroczi noch Pál erschienen. Ilka hatte ihr Zimmer nicht verlassen. Gjster aber wusch die arme kleine Todte, kleidete sie an, legte sie auf den Tisch, zündete vier Kerzen an,

brachte Blumentöpfe, so viel der Tisch fassen konnte, aus ihrem Hause herüber, ließ die Fenstervorhänge herab und berief das ganze Gesinde, das im Kreise herumknien mußte.

Man sang Psalmen.

Frau von Taroczi hörte den Gesang; sie ging in großer Aufregung im Zimmer herum, öffnete Kästen und Läden, schloß sie, ging zum Schreibtische, legte Papier zurecht, ging wieder weg, setzte sich mit gefalteten Händen und schien zu beten.

Der Gesang verstummte, das Gesinde verließ das Zimmer; Gjster allein blieb zurück.

Frau von Taroczi schellte.

„Ist Pál zurück?“ fragte sie das eintretende Kammermädchen.

„Noch nicht, gnädige Frau.“

„Schon gut.“

Ilka setzte sich zum Tisch und schrieb.

Nach einer halben Stunde, es mochte drei Uhr sein, läutete sie wieder.

Das eintretende Mädchen fand sie reisemäßig gekleidet, vollkommen ruhig, und während Ilka Handschuhe anlegte, befahl sie, daß ihr Wagen angespannt werden solle.

Das Mädchen überbrachte den Befehl dem Kutscher; er wurde gleich befolgt, und nach kaum zehn Minuten stand der Wagen vor der Thüre.

Man meldete es der Frau.

Ilka ging in's Zimmer ihrer Tochter. Die Dunkelheit und der Glanz der Lichter blendeten sie. Gjster wurde von ihr nicht bemerkt.

Ilka ging näher zur Leiche, sah diese kalt an. Das Antlitz des Kindes war arg entstellt. Tief eingesunken waren die Wangen, und die Backenknochen und Stirn traten häßlich vor.

Ein Schauer schüttelte die Mutter. Ihre Augen aber blieben magnetisch auf der kleinen Todten haften, starr, fast blöde.

Da bewegte sich Gjster; Ilka fuhr zusammen, ein kurzer Schrei entschlüpfte ihr, sie drehte sich um — da stand Gjster vor ihr, gleich einem Marmorbilde, so blaß und so kalt.

Ilka ergriff die Flucht, stürzte hinaus, bestieg den Wagen und befahl, nach Klausenburg zu fahren. Der Kutscher rollte die lange Peitsche auf, knallte, die Pferde tanzten, und zum Thore hinaus fuhr das Biergespann.

Erst gegen fünf Uhr kam Pál zurück und brachte

die Botschaft seines Herrn, man solle nicht auf ihn warten, sondern die Kleine begraben. Gzter that die nöthigen Schritte, und für den nächsten Morgen neun Uhr früh wurde das Leichenbegängniß festgesetzt.

Gzter und die Amme blieben wachend bei der Leiche.

In der Küche spielten die Diener Taroc; es war elf Uhr geworden.

Ein Reiter nahte sich dem Hause. Tief in den Mantel gehüllt, unritt er das Haus; vielleicht wollte er sehen, wo sich Licht befand. Nur durch die Fenster des Kindszimmers drang ein schwacher Schimmer; durch die geöffnete Thüre der Küche sah er die Spieler.

Er ritt zur Thüre der letzteren, und plötzlich schaute ein Pferdckopf in die Küche.

Die Männer sprangen auf, das Pferd schrak zurück, aber der Reiter hielt es an. Pál hatte Rozsika erkannt, nahm die Zügel, hielt den Steigbügel, Herr von Taroczi stieg ab.

„Licht!“ sagte er.

Man brachte es, Taroczi nahm es in die Hand und ging in das Schlafzimmer seiner Frau. Es war leer.

Er suchte fast ziellos herum, deckte das Bett ab, öffnete den großen Kasten und kam endlich zum Schreibtische. Auf demselben fand er einen Brief. Er stellte das Licht auf den Tisch, setzte sich in den Armstuhl seiner Frau und betrachtete den Brief. „Herrn Michael von Taroczi eigenhändig“ lautete die Adresse. Es war die Hand seiner Frau.

Taroczi legte ihn wieder auf den Tisch, wickelte sich in den Mantel und blieb sinnend sitzen. Nach einer Weile griff er von Neuem nach dem Brief, erbrach das Siegel und las.

Er lautete so:

„An der Wahre meiner Tochter!

„Das einzige Band, das mich fesselte, ist zerrißen. Unwiderstehliche Abneigung, eine triftige, von der Kirche und dem Staate anerkannte Scheidungsursache nöthigt mich, abzureisen. Ich werde nie mehr zurückkehren und öffne jedem andern Glück oder Unglücke die Bahn. Auf Nimmerwiederssehen
Helene von Geszel.“

Taroczi stand auf, ballte den Brief in der Hand und steckte ihn in die Tasche.

„Auch gut, um so besser,“ sagte er in sich hinein, „um so leichter ausführbar!“

Er nahm den Hut ab, fuhr sich durch die Haare. Im Grunde ärgerte ihn gerade diese Leichtigkeit. Er hatte sich während des langen Rittes vorgestellt, es werde große Kämpfe absetzen. Nun wurde er aufgegeben, wo er doch gemeint, daß er es sei, der das lästige gewordene Band zerreißen wolle. Der natürliche Gedankengang brachte ihn Gzter in den Sinn, die ihn verschmäht hatte, und Ida, an die er jetzt gefesselt war; diese drei Gestalten verwirrten sich in seinem Sinne, und wie viel Mühe er sich auch gab, die Verhältnisse klar aus einander zu legen, Gzter aus dem Spiele zu lassen, Ilka zu beseitigen, Ida an ihre Stelle zu setzen, die er vor wenigen Stunden noch so sehr dort gewünscht, es gelang ihm nicht; sein Verstand erwies sich machtlos gegen seine

Phantasie und gegen sein Gemüth, oder vielleicht gegenüber den Bildern des Gedächtnisses, die sein Gehirn ohne seinen Willen ausfüllten.

Taroczi nahm das Licht und ging in sein Zimmer. Auch dort war ihm unheimlich zu Muthe, er läutete, ließ sich Wein bringen und trank sehr viel davon.

Der starke Trank schien ihn zu beruhigen, Ida's Bild trat entschieden in den Vordergrund, die frühere Blässe wich lebensvoller Röthe, der Muth kehrte zurück. Er trank noch mehr und rauchte dazu; nach und nach wurde er weich, sein Kind fiel ihm ein, Thränen traten in die Augen und fielen unbeachtet herab. Er hatte sich vergessen. Aber plötzlich — wie aus einem Traume erwacht, sprang er auf, fuhr sich über Stirn und Augen, legte die Tabakspfeife weg und ging aus seinem Zimmer hinaus, geradewegs zum Kindszimmer. Er öffnete die Thüre.

In der Mitte des Zimmers stand noch der Sarg, darinnen lag seine ganz entstellte kleine Tochter, die Blumen rings umher waren halb verwelkt, es brannten nur zwei Lichter neben dem Kopfe Ilka's, deren Gesicht an jenes der Mutter gemahnte.

Rechts lag die Amme angezogen auf dem Bette und schlief. Links hart an der Wahre, den Rücken dem Eintretenden zugekehrt, saß Gzter, ein Buch im Schooße. Sie las in der Bibel.

Taroczi blieb wie gebannt stehen.

Gzter rührte sich nicht.

Eine ziemliche Weile war so verfloßen.

Die Augen Taroczi's verglasten sich, er begann die Lichter doppelt zu sehen und fühlte, daß er doch zu viel getrunken hatte; er suchte einen Stuhl, um sich anzuhalten oder niederzusetzen, es stand aber keiner in der Nähe, so daß er zu wanken begann.

Gzter, die Herrn Taroczi wohl eintreten gehört, sich aber nicht gerührt hatte, da sie wegen seiner späten Rückkehr nach Hause auf ihn zürnte und überdieß wegen der plötzlichen Abreise der Hausfrau Verdacht gegen ihn geschöpft hatte, sprang jetzt auf, übersah die Lage des Herrn im Augenblicke, nahm ihn am Arme und schob ihn, ungeachtet des leisen, ihr entgegengesetzten Sträubens, zur Thüre hinaus, diese hinter ihm absperrend.

Herr von Taroczi zog sich in sein Zimmer zurück, leerte noch ein Glas Wein, legte sich zu Bette und schlief den Schlaf — des Vergessens.

Acht Uhr hatte es geschlagen; er schlief noch immer. Gzter schickte schon zum dritten Male den Diener hinein, seinen Herrn zu wecken; jedesmal wurde er aber abgetrumpft, und der Herr schlief weiter.

„Sage dem gnädigen Herrn, daß seine kleine Ilka gleich werde begraben werden, er solle aufstehen, es sei höchste Zeit.“

Antal befolgte den Auftrag; sein Herr jagte ihn aber mit Flüchen fort und warf ihm den Leuchter nach.

Nachdem dieser Gzter gemeldet, was geschehen, wußte sie nicht gleich, was zu thun.

Schon sammelte sich das Dorfvolk im Hofe, man vertheilte Wachskerzen; ein halbes Duzend weißer Mädchen mit Kränzen auf den Armen zog

durch das Hausthor ein, der Küster nagelte den Sarg zu und vor dem Zimmer stand die Tragbahre.

Gjzter hatte das große Tuch um den Kopf gelegt und besah sich vom Gange aus die düstere, schweigende Szene.

Plötzlich drehte sie sich um und ging in's Zimmer des Herrn. Dieser lag noch zu Bette und schlief. Mit festem Schritte trat sie zu ihm hin, rüttelte ihn an der Schulter. „Stehen Sie auf, begleiten Sie die Leiche Ihrer Tochter zu Grabe, thun Sie ihr und sich nicht die Schande an, hier zu schlafen, während man Ihr Kind begräbt.“

Gjzter hatte monoton und sehr ernst gesprochen. Taroczi war auch erwacht, hatte Gjzter verwundert angeblickt.

„Wartet, bis ich komme, ich komme gleich,“ war die etwas kleinlaut gegebene Antwort.

Gjzter ging fort, schickte Antal zum Herrn und stellte sich wieder auf den Gang neben ihren Vater.

Die Vorbereitungen nahmen ihren Verlauf. Der Pastor war da; man trug den Sarg in die Mitte des Hofes, die Dorfleute bildeten einen weiten Kreis, die weißen Mädchen standen zu Seiten der Bahre und die Kerzen waren angezündet.

Szabó Gyuri verließ sein Versteck, ging zum hochwürdigen Herrn und sagte ihm leise, er möchte noch zögern, da Herr von Taroczi sogleich kommen würde.

In der That erschien Herr von Taroczi überraschend schnell; er sah blaß aus, angegriffen, und die Leute schienen dieß zu bemerken, denn man konnte sehen, wie sich die Köpfe einander zudrehten und bejahendes Kopfnicken folgte. Es hatte schon Aufsehen gemacht, daß Frau von Taroczi abgereist war.

Taroczi stieg die Stufen herab in den Hof, stellte sich zum Kopfende des Sarges, das schwarze Haar hing ihm über die Stirne und die Hände hielten den Hut krampfhaft fest.

„Ein junges Leben ist es,“ fing der Pastor an, „das wir zu Grabe tragen, ein kleiner Engel, der zurückkehrt zum göttlichen Vater, ohne Makel, ohne Sünde — wohl ihm!“

„Die Mutter des Kindes wurde vom Schmerz des Verlustes zu hart getroffen, sie konnte nicht sehen, wie ihr Liebstes in den Schooß der Erde gelegt wird.“

„Aber der Vater steht dort, er ist stärker, wie es auch sein muß; er führt sein Töchterlein hin zur Gruft, damit es ewig dort schlafe.“

„Die Gemeinde ist versammelt, denn sie nimmt Theil am Unglücke des Hauses, das den Kern dieses Dorfes bildet. Eine recht christliche Gemeinde hat ihr junges Glied verloren und darob trauern wir Alle.“

„Aber dieses Kindlein war ein Unterpand wahrer Liebe zwischen Mann und Frau —“

Ein leises Zittern ging durch Taroczi's Glieder.

„Und daß der Vater weiß, wie schwer ihn des Schicksals Hand berührt, dafür bürgt uns seine trauernde Gestalt.“

„Man muß wissen,“ fuhr der Pastor mit erhobener Stimme fort, „was man verliert, sonst weiß man nicht zu schätzen, was man hat.“

„Und nun bete ich für die Verstorbene das Vaterunser, betet es mir nach.“

Langsam, sagweise folgte in feierlicher Betonung das Vaterunser; nachdem es geschlossen war, hoben die Träger die Bahre, der Zug ordnete sich und bald lag die kleine Ilka sechs Fuß tief unter der Erde.

Taroczi kehrte ganz betäubt nach Hause zurück; auch Gjzter hatte sich in ihr Haus begeben. Taroczi fragte nach Gjzter, man sagte ihm, sie sei nicht in der Kurie, worauf er ihr die Botschaft schickte, sie solle so gut sein, das Haus wieder in Ordnung zu bringen; er selbst ließ anspannen und fuhr fort.

Zehntes Kapitel.

Der quittirte Busch.

Im Hause des Baron de Szenta und Boldogfalva sah es eben nicht heiter aus.

Jakob Mendel, Pferde- und Getraidehändler, war die stehende Qual; auch jetzt befand er sich bei dem alten Herrn.

Dieser saß an seinem Schreibtische, hielt die Kielesfeder in der Hand und vor ihm lag ein Wechselblanket, das zum Theile schon ausgefüllt war. Es handelte sich nur um die Hauptsomme, die eingestelt werden sollte.

Neben ihm stand Herr Mendel, ein ziemlich starker, breiter Mann mit schwarzgrauen Haaren und kurz gestutztem Schnurrbart; er trug einen Schafpelz, enge Hosen und hohe Stiefel, in der Hand hielt er eine Pelzhaube; seine Füße standen weit auseinander und sein Gesicht hatte einen stets lächelnden Zug um Augen und Mund; der Mann machte überhaupt den Eindruck von Festigkeit, Ruhe und behäbiger Weltanschauung.

„Ich kann nicht anders, hochwohlgeborener Herr Baron, schreiben Sie nur, es ist nicht mein Geld. Euer Hochwohlgeboren wissen das recht gut und der Exekutionsbescheid befindet sich in meinen Händen, da ist nichts mehr zu machen — Euer Hochwohlgeboren sollen zahlen oder schreiben.“

Der alte Herr, der über seine Augengläser hinüber dem Juden auf den Mund geschaut hatte, wurde immer nervöser, die Muskeln seines mageren Gesichts zuckten auffallend, er stieß die Brille mit Gewalt auf die Nasenwurzel zurück, von wo sie stets wieder auf die Mitte herabfiel, und vergrub den Kopf in den breiten Kragen seines altmodischen Rockes von kaffeesfarbenem Tuche, der tief auf den Boden herabhing.

So wie die zwei Männer ansahen, hätte man glauben können, Baron Szenta sei der Wucherer, der Geizhals, vor dem der jübale Schuldner stehe, vergebens um Nachsicht bittend.

„Für Zweitausend Viertausend!“ sagte Herr von Szenta in schneidendem Tone, die Feder in das Tintenfaß stoßend und mit Macht wieder abspritzend. „Das ist zu viel, zu arg! Er weiß, daß dieß nicht meine Schulden sind und hat einen Haufen Geld schon erhalten, Er ist ein Schinder, ja, ein Schinder, den ich werde hinauswerfen lassen!“

Herr Mendel lachte. „Nur nicht so hitzig, Herr

Baron; Gue Hochwohlgeboren brauchen mich nicht hinauszuerwerfen, ich gehe selbst, wäre gar nicht gekommen, der Stuhlrichter soll thun, was er will — empfehle mich.“

„So bleib' Er! Machen wir zweitausendfünfhundert Gulden,“ sagte Herr von Szenta.

„Sie zahlen die zweitausend Gulden nicht und die viertausend nicht und nicht zweitausendfünfhundert Gulden, schreiben Sie wenigstens die viertausend Gulden! Geben mir Gue Hochwohlgeboren, Herr Baron, fünfhundert Gulden baar, und ich lasse die Schuld in früherer Höhe — das ist ein billiger Vorschlag.“

„Ich kann nicht zahlen, aber mein ganzes Haus kann ich Ihm auch nicht verschreiben! Ihr wollt mich berauben! Ihr seid ein jüdischer Hund, ein Höher, ein Schinder!“

Herr von Szenta stand auf, warf die Feder auf den Tisch, stellte sich Mendel gegenüber; man sah, wie sich seine Haare sträubten; gleich einem Kamme richteten sie sich auf, während sich der Rücken krümmte, als wollte der alte Herr zum Kagensprunge aus-holen.

„Der Fluch Gottes über Ihn!“ schrie er, „der Fluch Jehovas! Ich zahle nichts, schreibe nichts, lasse mich exequiren und lebe von der Pension — Er ist ein Hund!“

Mendel war etwas zurückgetreten und stand mit dem Rücken fast an der Thüre, als diese aufgestoßen wurde und Mendel vorwärts beinahe in die Arme Herrn von Szenta's fiel.

Unter der Thüre aber stand Graf Feri.

„Was gibt es da?“ fragte er.

Er hatte die Situation bald überschaut, bat Herrn Mendel, hinauszugehen, und ließ sich von Baron Szenta den Gegenstand näher erzählen.

„Aber ich bitte Dich,“ sagte er dann, sich in den alten Lehnstuhl des Herrn von Szenta setzend, „ich bitte Dich, warum theiltest Du mir Deine Verlegenheit nicht früher mit? Das ist ja eine Misère, eine Kleinigkeit, der sich leicht abhelfen läßt.“ Dabei zog er seine Brieftasche heraus, zählte zweitausend Gulden auf den Tisch und fragte Herrn von Szenta, ob das hinreiche oder ob er noch andere dringende Gläubiger habe?

„Gewiß nicht,“ antwortete Herr von Szenta, „die zweitausend Gulden würden mich ganz rangiren, aber ich habe nichts, wovon ich sie Dir zurückzahlen könnte, dagegen will ich Dir acht Prozent geben und das Kapital auf dem Gute intabuliren lassen — Du bringst mich in nicht kleine Verlegenheit durch Deine Güte,“ dabei suchte er in den tiefen Taschen des langen Rockes, fand das Gesuchte nicht und lief zur Thüre hinaus.

Feri blieb sitzen, er nahm die Banknoten in die Hand, zählte sie, betrachtete sie genau, drehte sie wohl auch um, blickte durch's Licht und legte sie wieder auf den Tisch, zwei wohlgezählte Häufchen, je tausend Gulden.

Bald erschien Baron Szenta, hinter ihm Mendel, welcher schweigend sein Geld in Empfang nahm, die Bestätigung abgab und sich, wie es schien, etwas enttäuscht von dannen trollte.

Jetzt zog Szenta das rothkarrirte Schnupftuch aus der Tasche und machte Miene, eine wohlgesetzte Dankrede zu halten; aber Graf Feri errieth die Absicht, bat kurz, Baron Szenta möge den Schuldschein verfassen, bloß Interimsschuldschein, Doktor Barga in Klausenburg werde das Uebrige besorgen. Graf Feri drückte dem Alten die Hand, lud sich zum Mittagstisch ein und erbat sich die Erlaubniß, Fräulein Karoline aufzusuchen, die ihm mit Freuden gegeben wurde.

Feri hatte eigentlich gar nicht die Absicht gehabt, zum Essen zu bleiben, da ihm das Zusammentreffen mit Karoline eher lästig als angenehm war, aber die gemüthsweiche Stimmung des alten Herrn fürchtete er noch mehr, und so war ihm Beides gegen Willen entschlüpft. Das fühlte er wohl, als sich die Thüre hinter ihm schloß, und deshalb ging er vorerst in den Stall und befahl seinem Kutscher, ja sicher um vier Uhr angespannt zu haben, er wolle am Abend zeitig in Klausenburg sein; dann ging er durch den Garten und wollte eben den walachischen Tagelöhner, der Dünger aus dem Nachbarhause auf das Spargelfeld führte, fragen, wo das Zimmer der Baronin sei, als er diese selbst erblickte.

Sie saß in der Weinlaube, deren Blätter die braune Herbstfarbe trugen und nur spärlich gegen die heißen Strahlen der noch mächtigen Sonne schützten; zahlreich lagen sie abgefallen auf dem Boden rings um die Laube.

Karoline trug ein weißes Kleid und nähte oder stückte, vor ihr lag ein Band deutscher Gedichte, dem Einbände nach zu urtheilen von Freiligrath.

„Guten Tag, Fräulein! Ich genire Sie doch nicht? Eben habe ich mich bei Ihnen für Mittag eingeladen und muß —“

„O, Sie sind ein guter, edler Mensch!“ unterbrach ihn Karoline. „Papa hat mir eben gesagt, welch' edles Werk Sie gethan; wie sollen wir Ihnen dafür danken?“

Sie war aufgestanden, Feri entgegengegangen und hatte ihm ihre schöne Hand gereicht.

„Reden Sie doch nicht davon, Ihr Vater ist mein Schuldner geworden und hat es mit mir zu thun, wer weiß, ob ich ein nachsichtigerer Gläubiger bin als Herr Mendel,“ entgegnete Feri, Karolinens Hand nehmend und ganz gegen seine Gewohnheit zum Munde führend.

Offenbar hatte Feri die gute That, die er vollbracht, selbst überrascht, vielleicht auch weicher gemacht, als er zu werden pflegte. Feri verschenkte selten Geld oder doch nur in sehr kleinen Beträgen, auch nie ganz ohne Ostentation und Zweck. Man wußte, daß wenn er einen Bettler beschenkte, seine Hand in den Sack griff, dort Münzen herauszog und, ohne sie angesehen zu haben, dem Armen hingab, was ihm zwischen die Finger gerathen war. Es war bekannt, daß sich öfters „Zwanziger“, jene jetzt verschwundenen werthvollen Silberstücke, darunter befunden haben, aber man wußte nicht, daß am Morgen sorgfältig das Geld gewählt wurde, das zum Verschicken bestimmt war, so daß sich Graf Feri nie vergreifen konnte.

Sein Renommée war in dieser Hinsicht offenbar

besser als er selbst, und das Renommée liebte Graf Feri sehr. Ob ihn das großmüthige Stückchen nicht schon gereut hatte, seit es vollbracht war? Wer kann das wissen? Daß ihm aber am Renommée nicht geschadet worden sei, dafür bürgte Mendel's schnelle Abfertigung, bürgte besonders des alten Herrn von Szenta gesprächige Bonhommie, und er war mit sich veröhnt, als er Karolinens Hand seinen Lippen näherte; aber Karoline spürte keinen Kuß auf der Hand; Feri hatte Geistesgegenwart genug gewonnen, die Hand ungeküßt wieder sinken zu lassen.

Karoline setzte sich und lud Feri ein, ein Gleiches zu thun.

„Ich werde heute die Szerebelyi Nelli hören und morgen wieder abreisen; meine Geschäfte rufen mich nach Wien und Paris; wie gefällt Ihnen die Nelli?“

„Gut, sehr gut, sie ist hübsch und musikalisch und im Hunyadi László da läßt ihr der Pelz prächtig, aber ihre Umgebung ist desto schwächer; ich glaube indeß nicht, daß Sie, der Sie Besseres kennen und zu genießen gewohnt sind, die Klausenburger Oper interessieren könnte.“ Sie nahm ihre Stiderei wieder auf. „Sie wollen sich nur dem Ausdrucke meiner Dankbarkeit entziehen und das dürfen Sie nicht, denn der große Dienst, den Sie uns erwiesen, fordert Erkenntlichkeit, und Sie müssen wissen, daß wir dankbare Menschen sind; ja, Papa hat Ihnen wahrscheinlich gar nicht gesagt, wie groß seine Noth schon war.“

„O ja, er hat es gesagt,“ unterbrach sie Feri. „Erlauben Sie mir die Bitte, sprechen Sie nicht weiter von der Sache, die mich Ihnen gegenüber in Verlegenheit bringt.“

„Mir gegenüber?“ fragte Karoline. „Warum? Und warum in Verlegenheit? Ich stelle mir Wohlthun höchst befriedigend vor, und ich fühle das ethische Moment so sicher heraus, daß ich Ihnen mit Freuden dankbar bleibe durch's ganze Leben! Mögen Sie recht, recht glücklich sein!“ sagte sie, indem sie einen kurzen, innigen Blick auf Feri warf, dann aber gleich wieder auf ihre Arbeit hinabblifte.

Feri wurde etwas unheimlich zu Muth, er fühlte an die linke Brusttasche, wo sein Geldportefeuille steckte, als suchte er nach einer Antwort in derselben. Am liebsten wäre er aufgestanden und fortgegangen, aber er sah die Unmöglichkeit ein, so abzufahren, und verwünschte die schöne That, in Gedanken auf eine Antwort sinnend. So sehr hatte er sich des Umgangs mit Frauen dieser Art entwöhnt, daß er alle Gemeinplätze, die ihm sein Gehirn zur Verfügung stellte, verwarf und stumm sitzen blieb.

„Nun, Sie sagen mir gar nichts?“ fing Karoline nach einer Weile an.

Graf Feri schob den rechten Fuß über den Linken; er sah ein, daß er etwas sagen müsse, und wählte unter den Phrasen, die sich ihm zu Gebote stellten, offenbar die für seine Zwecke ungeeignetste.

„Sie sagen, ich soll glücklich werden,“ fing er an; „ich kann es nie werden; es gibt überhaupt kein Glück, das Leben ist ein schlechter Spaß, den die Schöpfung mit uns aufführt. Glück ist ein Romanbegriff, weiter nichts; geht die Sache gut

aus, so heißt es Lustspiel, schlecht, Trauerspiel, nicht gut und nicht schlecht, so ist es ein Schauspiel, aber Alles natürlich nur für Jene, die zusehen; die Spielenden leben im Glende, und mein Leben ist ganz und gar farblos — ein Vegetiren, und seit ich alt werde, weniger als das — glücklich werden geht schon gar nicht.“

Karoline hatte die Hände sinken lassen und sah Feri verwundert an.

„Welch' dämonische Anschauung!“ sagte sie; „aber ich glaube es, daß Sie nicht glücklich sind, das glaube ich gerne. Sie leben ein zu unsätes Leben, haben keine Heimat, keinen Herd, scheuen jede Annäherung — Sie können nicht glücklich, nicht einmal zufrieden sein, und wenn Sie so fortleben, werden Sie mit sich selbst auch noch zerfallen; das sage ich voraus, und gerade deshalb habe ich Ursache, Ihnen Glück für die Zukunft zu wünschen; wo Glück schon da ist, braucht es bloß erhalten zu werden, es ist das schon schwer und selten genug!“

„Sie mögen nicht so Unrecht haben, indeß hatte ich den Ernst des Lebens — ich glaube, so nennen's die Moralisten — von mir weg; ich mache keinen Versuch, glücklich zu werden, deshalb hoffe ich, vor positivem Unglück bewahrt zu bleiben.“

„Ein arger Irrthum, lieber Freund aus guter Zeit — das heißt guter für mich!“ sagte Karoline. „So ganz spielend geht das Leben doch nicht ab, und ohne Moral hört die Gesellschaft selbst auf, da müßte es dazu kommen, daß lauter Einsiedler die Erde bewohnten — vor Jahren hatten Sie selbst noch andere Anschauungen,“ schloß sie treuherziger, als sie eigentlich wollte.

„Ja, ja,“ entgegnete Feri, „aber man wird alt, und sobald man selbst weiß, daß man altert, darf man nicht mehr egoistisch sein, man muß mehr an die Andern als sich denken! Aber ich weiß, woran Sie denken, liebe Karoline. Wir spielten Amor und Psyche, und Jeder kennt sich selbst, ich wenigstens kenne mich genau; jede Frau müßte mit mir unglücklich werden, denn ich habe doch mehr Zigeuner-natur in mir, als eine Frau vertragen könnte, sogar mehr, als ich selbst zu verbrauchen im Stande bin.“

„Ich spreche nicht von dem, woran Sie mahnen,“ antwortete Karoline, „wie sollte ich auch! Ihr Glück jedoch liegt mir am Herzen, nicht erst seit Ihrer heutigen Hülfe, die wie ein deus ex machina kam; ich bin religiös und sehe die göttliche Fügung, der gehorcht zu haben auch Sie erkennen sollten; ich wünsche Ihnen wirklich Glück für Ihr künftiges Leben, wenn auch ich nichts dazu beitragen kann. Das Zigeunerleben ist Ihre freie Wahl, können Sie kein anderes wählen, so bedaure ich Sie herzlich, denn Sie sind ein guter Mensch und verdienen, daß man Sie liebt.“

„Wirklich?“ fragte Feri, dem die klare Art und Weise seines vis-à-vis zu imponiren anfang, der, während sie sprach, sich in Eisenbahnen und Postkutschen herumfahren sah in der weiten Welt, der die Sprecherin genau angeschaut hatte und sich gestehen mußte, daß sie eine schöne Frau sei, die zu besitzen nicht so übel wäre.

„Wirklich? Nein, nein, ich bin kein guter Mensch;

Sie irren sich gewaltig, ich habe gar kein Herz, gewiß, ich fürchte mich vor jeder Gemüthsaffektion, weil sie mich untauglich macht für das tägliche Treiben — auch glaube ich nicht, daß mich irgend Jemand für gut halte, außer Ihnen, mein Fräulein, und dafür bin ich Ihnen dankbar, sehr dankbar!"

Er griff nach der Hand Karolinens, die sie ihm zögernd gab; Feri beugte sich über sie, und Karoline fühlte diesmal einen warmen Kuß auf derselben.

Beide waren nun verlegen, Beide wußten nicht recht, in welches Geleise einzulenken, als der alte Herr erschien und zum Essen rief.

Feri bot Karolinens den Arm, sie meinte einen leisen Druck zu verspüren und fuhr sich mit dem Taschentuche über das Gesicht; sie war sicher, daß ihr Blut vom Herzen aufwärts drängte.

Das Mittagsmahl war bald vorüber; zur festgesetzten Stunde stand Feri's Wagen vor dem Thore; er entschuldigte sich, brach auf, Herr von Szenta und Karoline begleiteten ihn hinaus; der alte Herr, der ziemlich viel Wein getrunken hatte, dem auch das Glück, den Juden los zu sein, in den Kopf gestiegen war, erschöpfte sich in Dankfagungen und versicherte wohl zwanzigmal, daß er pünktlich zahlen werde, küßte seinen Gast rechts und links und abermals auf beide Wangen.

Karoline stand schweigend dabei; endlich hatte sich Feri losgemacht, reichte Karolinens die Hand zum Abschiede, die sie ihm gab, worauf er dieselbe wieder küßte.

Graf Feri legte sich tief in den Wagen — fort ging's auf die Straße hinaus.

Der alte Herr zog sein Taschentuch heraus und winkte rüftig nach. Karoline stand gegen das Haus Thor gekehrt, als ob sie hineingehen wollte, eine magische Gewalt schien sie zurückzuhalten; sie drehte den Kopf nach rechts dem Wagen zu, und starr blickten ihre schönen Augen nach.

Aber Feri kehrte sich nicht um — bald verdeckten die Bäume den Wagen, auch der Staub verschwand. „Zweitausend Gulden,“ dachte er, „viel Geld — aber jetzt bin ich auch mit Karoline quitt!“

Elftes Kapitel.

Liebesgefühle.

Taroczi hatte seinen Weg direkt nach Klausenburg genommen; dort angelangt, war sein erster Gang zum Advokaten Barga, dem er Ilka's Brief übergab und den Auftrag ertheilte, sogleich die Scheidung einzuleiten; auch seinerseits sei dasselbe Motiv vorhanden, nämlich: unüberwindliche Abneigung. Von dort ging er in's Haus Geßzel's und fragte, ob Frau von Taroczi zu Hause sei. Man antwortete mit Nein. Er begab sich hierauf in's Gasthaus, schrieb seiner Frau, bestätigte den Empfang ihres Briefes und versicherte sie, daß auch seinerseits das gleiche Motiv obwalte, weshalb er der Scheidung vollkommen beistimme. Er verständigte sie, daß Doktor Barga mit der Durchführung des Prozesses betraut sei, indem er ihr anrieth, sich mit ihm in's Einvernehmen zu setzen, damit ihre gemein-

schaftliche Absicht je schneller desto besser erreicht werde.

Einen zweiten Brief schrieb er an Ida Marosfalvy, der er seinen Besuch für die allernächsten Tage in Aussicht stellte, beifügend, daß alle Hindernisse gegen eine Vereinigung voraussichtlich beseitigt seien.

Den Abend brachte er im Kasino zu, wo er Graf Feri traf und mit ihm und dem alten Baron Geßzel eine Tarockpartie spielte, bei der er ansehnlich verlor.

Von dort ging er in ein abgelegenes Gasthaus ordinärerer Art, wo die Zigeunerbande des Pongracz spielte, von der er sich melancholische Weisen bis spät in die Nacht vorspielen ließ und so viel Wein trank, daß ihn der Schlaf übermannte. Es war fast drei Uhr Morgens, als er heim kam, in's Bett fiel und bis spät in den Tag hinein schlief.

Längst hatte Graf Feri seinen Besuch bei Doktor Barga abgestattet und ihm die nöthigen Instruktionen zur Abfassung des Schuldscheines in der Angelegenheit Szenta's gegeben, wobei er besonders betonte, daß er sich mit sechs Prozent begnüge, aber die Intabulation auf Szenta's Gut verlange; längst war Graf Feri abgereist, um den Királyhago zu überschreiten und dem Westen zuzusteuern, als Taroczi erst erwachte, sich streckte und dehnte, endlich einen Korkheli Lebes machen ließ, da er sich unwohl fühlte; den ganzen Tag sah ihn Niemand. Am nächsten Tag besuchte er den Präsidenten des Konfistoriums, um seinen Ehescheidungsprozeß zu fördern; dieser theilte ihm mit, daß seine Frau bereits gestern bei ihm gewesen sei und daß er ihn bäte, am nächsten Vormittage bei ihm mit seiner Frau zusammenzukommen, um den Ausgleichsversuch vorzunehmen. Taroczi's Versicherungen, daß jeder Versuch vergeblich sei, halfen nichts, er mußte zusagen.

Abends spielte Taroczi wieder mit Baron Geßzel und einem pensionirten Husarenmajor, welcher ohne Aufhören die Vorzüge der Frau von Taroczi rühmte und das beneidenswerthe Loos des Herrn von Taroczi pries, dabei aber die Cigarre so arg zerkaute, daß eine ganze Schale des Krautes durch den Aufwärter hinausgeschickt werden mußte.

„Der Major frißt den Tabak,“ dachte Taroczi im Heimgehen.

Um zehn Uhr des nächstfolgenden Tages trafen sich die Eheleute beim Präsidenten des Konfistoriums. Auch der Pfarrer der Gemeinde war zugezogen worden; dieser richtete eindringliche Vorstellungen an das Ehepaar, mischte die Kinder ein, die nun elternlos werden sollten, worauf Taroczi bemerkte, daß keine Kinder da seien, was den Pastor aus dem Konzept brachte, in Folge dessen er die Anrede wesentlich verkürzte.

Die Gatten stimmten beide der Scheidung zu, wiederholten als Ursache die Abneigung und baten um baldige günstige Entscheidung.

Am andern Tage wurde die Sache in der Stadt ruckbar, man machte Glossen.

Vater Geßzel schüttelte den Kopf und fragte seine Tochter um die Ursache, die ausweichend antwortete, und der Major gratulirte Ilka, des Geßzler Góbe los zu sein; sie habe ein besseres Geschick verdient, wobei er seinen Schnurrbart wickelte und die Haare

über das kahl gewordene Oberhaupt zusammenstrich, nicht ohne einen Blick auf den herzoglich Ernestinischen Hausorden zu werfen, den er auf seiner kirchfarbenen Uniform trug.

Taroczi war abgereist und spät Abends bei Marosfalvy's angelangt. Der alte Marosfalvy saß noch beim Kiefling, seine Tochter war nicht zu sehen. Länger als es ihm lieb war, blieb Baron Marosfalvy beim Weine sitzen. Taroczi trank wieder mehr als absolut nöthig, und erst um Mitternacht trennten sie sich, nachdem Marosfalvy sich angelegentlich nach Taroczi's Hausfrau erkundigt hatte.

Lehterer ließ sich um sechs Uhr wecken, schaute zum Fenster hinaus auf den Stall, aber der Nappe erschien nicht. Er wartete bis sieben, bis acht Uhr, das Pferd wurde nicht vorgeführt. Man brachte ihm das Frühstück auf's Zimmer. Taroczi war mißmuthig; er bat um ein Glas Silbervinum, das, gebracht, seine Lebensgeister ansachte.

Der größte Theil der Weinlesegäste war abgereist; es ging gegen Ende Oktober, die Ernte war vorüber. Als Taroczi um zehn Uhr in den Garten trat, fand er nur zwei oder drei Frauen. Ida war nicht dabei. Er kehrte um und zog sich wieder in sein Zimmer zurück; dort saß er auf dem Divan, als es an seine Thüre pochte. „Herein!“

Ein Diener trat ein. „Fräulein Ida lasse ihn bitten, sie zu besuchen,“ sagte er.

Er stand auf und ging zu Ida's Gemach.

Ida stand unter der Thüre, trug das Reitkleid mit dem rothen Bande, den Hut mit der rothen Feder und hielt die Reitgerte in der Hand. Sie schielte nicht.

„Was bringt Dich her?“ fragte sie. „Wir haben Dich nicht erwartet.“

„Nicht?“ fragte Taroczi. „Reitest Du aus? Dann begleite ich Dich.“

Ida aber drehte sich um und ging in ihr Zimmer zurück, setzte sich auf einen Sessel vor ihrem Sopha, indem sie die Reitgerte auf den mit vielen Nippfaden bedeckten Tisch warf.

„Also was bringt Dich hieher? Rede!“

„Meine Angelegenheiten sind so gut wie geordnet, ich bin frei und gekommen, Dir dieß zu sagen. Nur Tage kann es dauern, bis wir vereinigt werden.“

„Nun gut! Ich habe nichts dagegen. Der Vater wird Einsprache erheben, aber ich nehme ihn auf mich. Also von mir und von Vaters Seite wird kein Hinderniß erhoben werden. Aber bist Du mit Dir selbst im Reinen?“

„Laß das, ich bin es.“

„Du glaubst es zu sein! Ich bin schwer zu behandeln und sage Dir im Vorhinein, ich dulde keinen Herrn! Gefährten können wir sein, nicht mehr; keine Unterordnung! Ihr Szeller seid das nicht gewöhnt, ihr haltet eure Frauen wie Sklavinnen —“

„Wer hat Dir diesen Unsinn beigebracht?“

„Damit lasse ich mich nicht abspeisen; Du siehst, daß Du Dich selbst nicht kennst und Dir Illusionen machst. Ich weiß nicht, wie sich ein eheliches Verhältniß gestalten werde, wie ich es mir vorstelle, aber so viel weiß ich, daß ich frei bleiben muß.“

„Mache Dir keine Sorgen, liebe Ida,“ sagte hierauf Taroczi. „Die Praxis gestaltet das Leben besser, als es sich Dein Köpfschen vorstellt, und frei werden wir Beide nicht sein und ebensowenig Sklaven. Ich nehme Dich als meine Herrin mit Freuden auf und hoffe, daß Du mich nicht als Deinen Diener betrachten werdest.“

„Damit begnüge ich mich noch nicht! Eigentlich ist es ganz überflüssig, zu heirathen; wir könnten Beide ledig bleiben! Da ich aber doch heirathen muß, ein altes Mädchen zu werden noch langweiliger ist, so entschließe ich mich und gestehe Dir, daß Du mir lieber bist als alle Andern, die ich gesehen habe. Allein unsere gegenseitige Stellung müssen wir, das fühle ich, fixiren, nicht erst dann, wenn es zu spät geworden. Willst Du also ernsthaft, daß ich Deine Frau werde, so schwöre mir, daß Du mich nicht unterjochen willst, daß Du mich frei sein läßt, daß ich an den kirchlichen Eid, der den Mann zum Herrn macht, nicht gebunden bin. Schwöre es!“

„Wie feierlich,“ sagte Taroczi, „aber ich schwöre Dir, daß ich Dich nicht beirren werde, weil ich weiß, daß Du nichts Unrechtes thun wirst.“

„Gut,“ bemerkte Ida, stand auf, nahm ihre Reitgerte zur Hand und ging der Thüre zu. „Gut,“ wiederholte sie dort, „abgemacht, ich werde Dir sagen, wann die Hochzeit sein soll; aber noch etwas: Du führst mich nach Wien, gleich nach der Trauung!“

„Du willst gar nicht nach Erzsebethfalva?“ fragte Taroczi erstaunt.

„Nein, ich will gleich nach Wien für — sagen wir — acht Wochen, dann kommt das Frühjahr, dann gehe ich mit Dir.“

Taroczi wollte Einwendung erheben, Ida aber schnitt kurz ab, die Bedingung sei unannehmbar und ihre Erfüllung eine erste Folge des geleisteten Eides.

Ida befahl hierauf, für Herrn von Taroczi ein Pferd zu satteln, und die jungen Leute ritten fort. Es wurde ausgemacht, daß Taroczi, sobald er im Besitze der Dokumente wäre, dem Vater Ida's schriebe, daß dieser schriftlich antworte, wofür Ida sorgen würde, daß Taroczi sodann käme und gegen den Fasching zu die Hochzeit sei.

Nach dem Mittagessen reiste Taroczi nach Klausenburg zurück.

Es dauerte ungeachtet allen Betreibens doch noch volle vier Wochen, bis die Scheidung perfekt geworden war.

Ilka schien sich, wie Taroczi hörte, getröstet zu haben, und man sprach bereits davon, daß sie den Major Solymosy heirathen würde, der thatsächlich seine ganze Zeit im Hause Geszel's zubachte.

Endlich kamen die Dokumente. Taroczi schrieb den Brief an Baron Marosfalvy, einen zweiten sehr warmen an Ida und erbat sich die Antwort nach Erzsebethfalva, wohin er sogleich abreise.

Er fuhr auch ohne Aufenthalt dahin, installirte sich zu Hause, so gut es ging, und wartete auf die Antwort. Sie blieb länger aus, als er dachte; am fünften oder sechsten Tage erhielt er einen Brief Ida's, worin sie ihm für seine lieben Zeilen dankte und zu wissen gab, daß Papa größere Hindernisse

mache, als sie vorausgesetzt; er mache Einwendungen gegen die Scheidung, sowie dagegen, daß sie einen Mann nehme, der schon verheiratet war und sich ohne Grund trennte. „Du kannst Dir denken,“ schloß sie, „daß ich diese Gründe, sowie die vielen anderen, mehr Deine Person als die Verhältnisse selbst treffenden nicht anerkenne, sondern doch durchsetze, was ich will; aber etwas Zeit mußt Du ihm lassen, es wird nicht allzu lange dauern, dann hast Du den versprochenen Brief des Vaters. Schreibe einstweilen nicht, denke aber an Deine Braut Ida.“ In der Nachschrift fügte sie bei, daß sie bei Eintritt besonderer Umstände schreiben würde, und stellte zuletzt die Frage, ob er glaube, daß sie Koszika würde reiten können?

Der Winter war gekommen. Mehrere Fuß hoch lag der Schnee, aber er trug kein Schlitten nicht. Die Post verkehrte nur höchst unregelmäßig, mußte große Umwege einschlagen, und das Dorf, wo Herr von Taroczi wohnte, war nahezu von der Welt abgeschlossen.

Taroczi wartete, wartete — es kam kein Brief. Er saß fast stets zu Hause.

Der alte Szabó Gyuri kam wieder, seine Referate zu erstatten, aber die Abende hatte er bisher allein oder bei seinem Nachbar, etwa eine Stunde entfernt, zugebracht.

Ungebuld überkam ihn, der Weg war durch eingetretenes Thauwetter ganz unpraktikabel geworden, und die langen Abende fingen an ihn zu quälen.

Nach einer weiteren Woche ging er Abends wieder zu Gzter, setzte sich abermals auf den kleinen Sessel ihr gegenüber, rauchte wieder die kurze Pfeife, auf die er die Glut aus dem Ofen nahm, und träumte so vor sich hin, wie er es gethan hatte, bevor er Ilka gefreit.

Gzter war schweigsam wie gewöhnlich, arbeitete an der Wäsche, spann Flach, fertigte ihre Leute ab, kurz, that, als ob der Gutsherr gar nicht da gewesen wäre. Selten wurden Worte gewechselt; ein paarmal hatte sie in Küche und Keller zu thun, entschuldigte ihr Fortgehen — worauf Taroczi regelmäßig die Frage stellte, ob er sie beirre? Natürlich antwortete Gzter stets mit Nein, im Grunde aber war ihr seine Anwesenheit nicht lieb. Taroczi schien ihr alle Unbefangenheit verloren zu haben, die Abende wurden ihr durch ihn noch länger, sie mußte bleiben, bis er fortging, und die Gerüchte, daß er sich von seiner Frau getrennt habe, sowie die Nachricht, daß er mit Ida Marosfalvy ausgeritten war, als Pál ihm die Todesbotschaft überbrachte, eine Nachricht, welche Pál erst vor wenigen Tagen in der Küche erzählt hatte, nachdem ihm der Palinka (Brantwein) die Zunge gelöst — all' das verstimmte Gzter gegen Taroczi, und es kostete sie Mühe, ihm diese Verstimmung nicht zu zeigen. Mehrere solche Abende waren vergangen, ohne daß zwischen Gzter und Taroczi irgend etwas Erzählenswerthes vorgefallen wäre.

Es hatte sich starker Regen eingestellt; schon seit etlichen Tagen war der Postwagen überhaupt nicht angekommen, selbst über die Gasse zu gehen war ohne Stelzen oder hohe Stiefel unmöglich geworden. Wieder trat Taroczi bei Gzter ein. Er hängte den

Mantel an die Wand, setzte sich auf seinen Platz, zündete die Pfeife an und sagte ganz mißmuthig:

„Das ist doch ein Hundewetter, der sechste Tag ohne Post und gerade jetzt dieser Regen.“

„Erwarten der gnädige Herr etwas?“ fragte Gzter. „Dann wäre es besser, nach M. Bazarhely zu schicken, Pál soll hinreiten — weiß Gott, wann der Postwagen hierher kommt.“

„Du hast Recht, morgen schicke ich Pál hin, das ist mir nicht eingefallen; freilich erwarte ich Nachricht. Dir kann ich's schon sagen — ich werde mich bald wieder verehelichen.“

Gzter sah einen Augenblick von ihrer Näherci auf zu ihm.

„Wieder!“ sagte sie, „bald! — Also ist es wahr, daß Sie sich von Ihrer Frau geschieden haben? Und schon eine andere Ehe!“

„Ja wohl,“ antwortete Taroczi, „es blieb nichts übrig; wir verstanden uns nicht und es konnte so nicht bleiben.“

Gzter nähete fort, sie antwortete nicht.

Taroczi wollte aber eine Antwort, es kam ihm vor, als sei er allein, wenn Gzter nicht antwortete, und das Alleinsein war ihm nachgerade gräßlich geworden.

„Findest Du nicht auch? Wir wästen nicht zu einander, sie hatte gar keinen Einfluß auf mich, wir wurden uns täglich fremder, ein solches Leben wäre eine Pein gewesen — übrigens gab sie den ersten Anstoß, und mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Nun ist's vorbei, und ich bin froh, daß es so kam.“

Wieder antwortete Gzter nichts; sie sah nicht einmal auf von ihrer Arbeit.

„Wenn ich Dich zu meiner Vertrauten mache,“ fuhr Taroczi dann fort, „so könntest Du doch die Güte haben, mir Deine Meinung zu sagen.“

„Ja, warum machen Sie mich zur Vertrauten?“ fragte Gzter, die Arbeit sinken lassend und ihn mit weitgeöffneten Augen ansehend. „Ich weiß nicht, wozu Sie das thun, da die Trennung vollzogen ist und Sie bereits wieder Bräutigam geworden sind. Meine Meinung hat jetzt gar nichts dabei zu thun, jedenfalls käme sie zu spät, post festum, wie der Vater sagt.“

„Also bist Du weder mit der Trennung, noch mit der Heirath einverstanden — sage mir offen, was Du denkst, ich will es hören.“

„Nun, wenn Sie wollen, so sage ich, was ich denke, oder besser, was ich fühle. Welche Einwendung haben Sie gegen Ihre Frau? Gar keine, denn so wie sie nach der Hochzeit war, war sie gewiß auch vor derselben — oder nicht? Sie sagen nicht nein — also habe ich Recht. Daß sie keinen Einfluß auf Sie, gnädiger Herr, gewonnen hat — wie Sie sagen — das verstehe ich gar nicht; wenn Ihre Frau den gleichen Vorwurf gegen Sie erheben würde, so verstände ich diese Klage viel eher, denn die Führung gehört doch dem Manne — aber ein heiliges Band so kurzweg abreißen, ohne Grund, ohne gerechten Grund, das ist, verzeihen Sie, daß ich's offen sage und ein Wort gebrauche, das in unserer Sprache gar nicht vorkommt, aber die Sache

gut bezeichnet — das ist frivol! Weil ich nun schon reden muß, so sage ich Ihnen gleich, daß ich gar nicht daran glaube, daß die Trennung von Ihrer Frau ausging; ich glaube auch daran nicht, daß Sie Ihrer Frau irgend etwas vorzuwerfen hatten, denn sie ist eine ordentliche Frau, die sich nichts zu Schulden kommen ließ und ihre Pflichten getreu erfüllte — der Grund liegt anderswo. Wollen Sie, daß ich Ihnen auch diesen sage?"

Taroczi hatte aufmerksam zugehört, etliche Male den Kopf geschüttelt, große Rauchwolken in die Höhe gelassen, sogar seine Stellung gewechselt, und als Gzter diese letzte Frage an ihn richtete, eben die Palme seiner linken Hand so aufmerksam betrachtet, als wollte er darinnen lesen.

"Sage ihn, diesen Grund, sage ihn nur, ich möchte ihn kennen!" antwortete er.

"Nun, so sei es denn, weil Sie es wollen. Sie haben sich verliebt, eine Andere hat Ihr Herz gefangen, und als das geschehen war, erwachte der Widerwille gegen Ihre Frau. Habe ich Recht? Sagten Sie nicht, daß Sie bald wieder heirathen würden?"

Gzter nahm ihre Arbeit wieder auf, aber legte sie dann beiseite, sie war begierig, zu hören, was Taroczi zu erwidern hätte.

Er stand auf, ging im Zimmer einmal auf und ab, blieb dann vor Gzter stehen und sagte halb lachend:

"Ein schönes Bild entwirfst Du von mir! Du hörst das Gras wachsen; aus dem Worte 'bald' folgerst Du einen Roman und gleich Schlechtigkeit meinerseits; es gibt eine größere Unthugend bei Frauen als Laster und Sünde, sie heißt: Langeweile; dagegen hilft kein Mittel, und wenn ich mich verliebt, so ist die Langeweile Ilka's daran Schuld. Der Mann hat die Führung, sagst Du auch, gut, aber wenn er sie nicht hat — wer hat sie dann? Ich hatte sie vielleicht nicht, sie aber hatte sie auch nicht, und so erklärt sich das Auseinandergehen. Das mußt Du Dir doch vorstellen können."

"Ich wünsche Ihnen, daß Sie gut fahren mögen fürchte aber, es werde die übereilte Sache kein gutes Ende nehmen, und so dürfen meine Worte vielleicht eine Warnung sein."

Taroczi nahm den Mantel vom Nagel herab, hing ihn um, gab Gzter die Hand und sagte gute Nacht.

Auch Gzter reichte ihm die Hand, die Taroczi heftig drückte und festhielt.

"Und weißt Du, wer an dem Unheil und Wirrsal, das in mir eingekehrt ist, Schuld trägt? Weißt Du es? Jede Warnung, die jetzt aus Deinem Munde kommt, kommt zu spät. Damals war die Zeit, mich in das richtige Geleise zu führen, als ich — es war hier auf diesem Flecke — zu spät; glaube nicht, daß ich in Dich verliebt bin, ich war es nie — Du warst es auch nie — aber zusammen wären wir's Beide geworden — gute Nacht!"

Staumend sah ihm Gzter nach, er wurde ihr ganz unbegreiflich, sie schüttelte den Kopf und legte den rechten Ellenbogen auf die linke Hand, erhob in gewohnter Art die Finger bis zu den Lippen, schüt-

telte den Kopf abermals und ging endlich ihren Geschäften nach — aber Taroczi kam ihr nicht aus dem Sinn.

Besterer eilte nach Hause; die Worte, die er Gzter gesagt hatte, klangen in seinem Kopfe nach, wie in einem Resonanzboden, er begriff nicht, wie er dazu gekommen, so Unnütziges und, wie ihm schien, so Unwahres zu sagen, es reute ihn jedes seiner Worte, und sicher hätte er die Nacht schlaflos zugebracht, wäre der Wein nicht dagestanden, der ihm die Skrupel nahm. Er schlief ein und träumte von Ida herrliche Träume.

Tags darauf erschienen dieselben Worte wieder als Menetekel in seinem Gehirn, er ließ satteln und ritt selbst nach M. Bazarhely zur Post.

Zwölftes Kapitel.

Weltgeschichte und Menschengeschicht.

Nach etlichen Stunden kam ein Bote aus der Stadt, welcher Szabó Gyuri verständigte, daß sein Herr abgereist sei und ihn erliche, er möge ihm Wagen und Pferde sammt den Koffern nach Klausenburg, sein Reitpferd Rozsika aber zu Baron Marosfalvy schicken.

Taroczi hatte in M. Bazarhely richtig einen Brief seines künftigen Schwiegervaters gefunden. Er gab die Zustimmung zur Heirath, da Ida dieselbe so sehr wünsche, verschwieg jedoch nicht, daß ihm diese Verbindung keine große Freude mache.

Wie sehr ihn dieser Brief auch einerseits verstimmt, so brachte er doch eine festere Richtung in seine Gedanken. Aufgabe und Ziel waren gesetzt, und endlich schien ihm der Besitz Ida's so wünschenswerth, daß vor ihrem Bilbe die unangenehmen Eindrücke der letzten Tage zu verschwinden begannen.

Er fuhr nach Klausenburg, kaufte dort einen schönen Schmuck, miethete ein Absteigequartier, das groß genug war, ihn sammt seiner Frau zu beherbergen, schrieb täglich Briefe an Ida, und nachdem er mit den Vorbereitungen fertig war, reiste er selbst zu Marosfalvys ab.

Auch dort hatten die Vorbereitungen zur Ausstaffirung begonnen, die in sechs bis acht Wochen beendigt sein konnte.

Der Tag der Hochzeit wurde auf den dritten Februar, den Blasinstag — der Vater hieß Balás — festgesetzt.

Fast immer blieb Taroczi bei Ida, sie machten Besuche in der Nachbarschaft und stellten sich als Brautleute vor, wurden überall freundlich empfangen und beglückwünscht. Auch Herrn von Kerezti hatten sie aufgesucht, aber nicht zu Hause gefunden. Frau von Fischer sei vor etwa zwei Wochen abgereist, ohne etwas von dem, was ihr Eigenthum gewesen, zurückzulassen, hieß es, und Herr von Kerezti habe sich vor zwei Tagen nach Ungarn begeben, wo er ein Gut im Handel habe.

Ida ritt fast stets Rozsika, die ihr mehr Freude machte als der Kokoschmuck, den ihr Miska gegeben, und die „schöne Zeit der jungen Liebe“ verfloß nahezu ungetrübt.

Taroczi ließ Ida in Allem ihren Willen, das Haus des Vaters bot jede Bequemlichkeit und blieb den Winter hindurch äußerst stille. Der alte Herr von Marosfalvy ging nicht nach Klausenburg wie sonst, sondern wartete den Hochzeitstag ab, um dann später noch etliche Wochen in der Landeshauptstadt zuzubringen.

Im Ganzen war Ida sanfter, als Taroczi erwartet hatte, sie sang sogar zeitweilig ein Lied, wenn sie Taroczi darum bat, sprach aber viel von Wien, auf das sie sich sehr freute. Von Erzsebethfalva war nie die Rede, auch Klausenburg erwähnte sie höchst selten, überhaupt hatte sie keine eigentlichen Pläne für die Zukunft.

Der alte Herr gewöhnte sich an seinen künftigen Schwiegerjohn, fand ihn bescheiden und nüchtern, ja er spielte sogar Abends Tarock mit ihm und dem Bíró oder katholischen Pfarrer, welcher auch des Bischofs Glückwünsche zu melden beauftragt war, in Folge dessen ihm Marosfalvy sammt dem Brautpaare einen Besuch machte, der wieder die Einladung zur Tafel zur Folge hatte, bei welcher der lebenswürdige alte Herr Bischof einen herzlichen Toast auf die künftigen Eheleute ausbrachte.

Ein wie eifriger Protestant auch Baron Marosfalvy war, für solche Aufmerksamkeiten hatte er keines Gefühl, und sichtbar versetzte ihn dieser Zwischenfall in gute Laune, denn er sagte Ida unangefordert, daß er keine Bedenken mehr gegen ihre Ehe habe und sie aufrichtigen Herzens segne.

Die Hochzeit ging ohne bemerkenswerthe Vorkommnisse vorüber. Der Superintendent hielt eine sehr schöne Ansprache, jedoch erhob sie sich nicht über das Niveau dessen, was bei solchen Gelegenheiten gesagt zu werden pflegt. Ida weinte nicht, sah auch nicht blässer aus als gewöhnlich, wogegen Taroczi allerdings ergriffener gewesen sein soll, als sonst Bräutigame zu sein pflegen.

Nach der Trauung folgte ein kurzes Mittagsmahl, und sodann setzten sich die jungen Eheleute in den Wagen. Erst jetzt fand Ida Thränen, und der Abschied vom Vater war zärtlich und schwer.

Der Wagen fuhr zum Dorfe hinaus, Ida neigte sich links und Taroczi drückte ihr einen warmen Kuß auf die Lippen; sie ließ ihre Hand in der seinen, und so fuhren sie fort.

Als sie in Klausenburg in ihr Haus eintraten, ging Alka am Arme des Majors Solymosy eben vor dem Hausthore vorüber; fast unwillkürlich grüßte man sich gegenseitig.

Am nächsten Tage reisten die Gatten weiter. Die Bauernpost war bis Pest bestellt, die eigenen Pferde gingen nach Erzsebethfalva zurück. Eine Winterreise, zumal mit einer Frau, war damals eine böse Sache. Bis Großwardein hatte man noch Straße, aber von dort an ging's schlecht, zumal wieder Regenwetter eingetreten war. Wiederholt bedauerte Taroczi den Entschluß Ida's, zu dieser Zeit nach Wien zu gehen; mehrere Male mußte Ochsenvorspann zu Hülfe genommen werden und volle vier Tage brachte man auf der Reise zu. Aber Ida versicherte, daß ihr das Spaß mache, und in der That war sie bester Laune. Noch andere Bedenken

hatte Taroczi. Das Jahr, in welches man eingetreten, war das Jahr 1848, und die politischen Wogen gingen schon im Februar hoch in Pest; Taroczi haßte die Politik, haßte selbst die Szekenyi'sche Bewegung und fürchtete sich, in den Knäuel hinein verwickelt zu werden oder doch zu viel Politik hören zu müssen; er theilte seine Besorgniß Ida mit, doch diese freute sich auch auf das rege Leben Pest's, fügte jedoch bei, daß sie ja keinesfalls lange dort bleiben würden und in Wien nichts derlei zu verspüren sein würde.

Taroczi hoffte das auch, er hatte wirklich die letzte Zeit fast keine Zeitungen gelesen, die französische Bewegung und die deutsche — sie waren ihm entgangen; ja, er hatte die politischen Artikel der wenigen Blätter, welche ihm zufällig unter die Hände kamen, überblättert, nicht als wäre er kein Patriot gewesen — er war ein guter Ungar — aber einestheils hatten ihn seine eigenen Angelegenheiten ausgefüllt, andertheils schwante ihm Unheil, das aus der Reformthätigkeit der Theoretiker entspringen mußte, besonders für Siebenbürgen, wo nahezu die gesammte niedere Klasse aus Walachen bestand; endlich war und ist Siebenbürgen ein verlorener Posten, so weit vom Centrum, daß man nach acht Wochen erst erfuhr, was in der Welt vorging.

Die Reisenden kamen in Pest an und stauten über die politische Temperatur, welche dort herrschte. Kossuth stand im Zenithe seines Ruhmes, Neben war seine stärkste Seite.

Ida ließ sich in den Landtag führen und war nicht herauszubringen. Tag für Tag saß sie dort, so lange die Sitzung dauerte. Im Gasthose, wo sie abgestiegen waren, hatte ein Klub seine Sitzungen; des Abends war sie der Mittelpunkt der politischen Schwärmer ernster und zweifelhafter Art. Zu dem Maße, als sie sich an den Tagesfragen theilte und sich den extremsten Ansichten angeschlossen, wurde Taroczi zurückhaltender und sozusagen konservativer. Er drängte zur Abreise — sie aber gefiel sich in diesem neuen Elemente und verzögerte die Reise von Tag zu Tag.

Ja, sie erklärte sich bereit, die Wiener Reise ganz aufzugeben und die acht Wochen, welche vereinbart waren, in Pest zu bleiben. Taroczi aber bestand auf Wien — „ich will weit vom Schusse sein,“ sagte er einmal — er ahnte nicht, was ihn erwartete.

Es war der erste Mißton in der jungen Ehe! Ida erinnerte Taroczi an den geschworenen Eid, Taroczi Ida an den von ihr ausgegangenen Plan, nach Wien zu gehen, dem tren geblieben werden müsse.

Endlich siegte Taroczi, man reiste mit der Eisenbahn nach Wien, ein Duzend Freunde gaben das Geleite zum Bahnhofe; am nächsten Morgen fuhren sie in's Hotel, wo Zimmer bestellt waren. Es war Anfangs März.

Die ersten Tage vergingen ganz angenehm, die jungen Eheleute besahen sich die schöne alte Kaiserstadt und ihre Umgebung, wozu das Wetter besonders einladend war. Es gab genug zu sehen; die Abende brachten sie im Theater zu oder bei

ungarischen Freunden, deren eine große Zahl theils stabil in Wien lebten, theils der eingeleiteten politischen Bewegung halber dahin gereist waren.

Die Bewegung war allerdings groß und Taroczi, der die Stadt gut kannte, staunte über die Veränderung. Die Dinge gefielen ihm nicht. Dagegen fand Ida Geschmack an dieser ihr ganz neuen Art von Aufregung. Anfangs hörte sie, denn man sprach in keinem Circle etwas Anderes als Politik, aufmerksam zu; bald aber hatte sie sich über die schwebenden Hauptfragen so weit orientirt, daß sie mitreden konnte, und nach den Märztagen stand sie bereits auf der Höhe der Zeit. Sonderbar genug schlug sie sich ganz auf die Seite der liberalsten Ideen, so wie die meisten ungarischen Frauen ihrer Koterie, namentlich in Angelegenheiten Ungarns, es an Ueberdrehbarkeit nicht fehlen ließen. Ida's lebhaftes Temperament brachte sie bald an die Tete der Excentrischen, sie gab den Ton an, und Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — Verachtung für zopfige Anschauungen erfüllten sie im Principe wie in der Beurtheilung konkreter Fälle.

Taroczi war wirklich desperat über den Unsinn, der gesprochen und gethan wurde; aber es half keine Beweisführung, keine Logik, kein Führen ad absurdum, keine Bitte, kein Tadel. Im Gegentheil, jetzt übertrieb Ida erst recht, und im natürlichen Laufe der Dinge wurde Taroczi reaktionärer, als er eigentlich war. Wahrer Ekel ergriff ihn, als sich die Bewegung auf die Gassen verpflanzte, als die Klagenmusiken an die Tagesordnung kamen, als die radikalen Zeitungen wie Pilze aus der Erde aufschossen und das Volk den Blödsinn mit Energie aufnahm, den ihm gerade die elendesten Stribler boten.

All' das, sowie Taroczi's Entrüstung machte aber Ida wirklich Spaß, sie suchte überall dabei zu sein, nichts zu versäumen, und etablirte sogar bei sich Abende, wo haute politique getrieben wurde und sich alle Elemente zusammenfanden, die in Phrasen arbeiteten und an Extrapatriotismus litten.

Wiederholt bat Taroczi seine Frau, endlich abzureisen, die Wendung der Dinge in Wien und Pest sei keine gute; Weiber sollten sich überhaupt mit Politik nicht befassen, er müsse nach Hause!

Sie schlug es kurzweg ab — jetzt könne sie keinesfalls auf's Dorf, es wäre ein Verbrechen an sich selbst, dorthin zu gehen, wo kein Leben sei — eine weltgeschichtliche Epoche sei angebrochen, sie sei Ungarin mit Leib und Seele, und gerade um Ungarn handle es sich und dergleichen mehr; kurz, sie erklärte sogar, bei einer Freundin in Wien bleiben zu wollen, falls Taroczi ausführe, was er zu thun gedroht habe: allein abreisen zu wollen.

Er blieb — aber er hielt sich ferne von den Kreisen, in denen Ida lebte; diese hatten bereits die Aufmerksamkeit der konservativen Elemente unter den Ungarn erregt; man machte ihm Vorwürfe, daß er seine Frau der radikalen Richtung nicht entziehe, nannte ihm Namen zweifelhaften Werthes, deren Träger im Gerüche stünden, Emiffäre zu sein, und rieth ihm, abzureisen.

Es gab heftige Szenen zwischen Taroczi und

Ida, deren Schwinkel sich stets veränderte, sobald ihr Taroczi Vorwürfe machte. Einmal nannte sie ihn einen häßlichen Philister, bar aller Vaterlandsliebe und ohne Verständniß für Ideale.

Er erwiderte ihr, daß sie auf dem besten Wege sei, närrisch zu werden.

Zwei Tage lang sahen sie sich gar nicht. Wieder folgten Gassendemonstrationen kolossaler Art und die ersten Versuche zum Barrikadenbau waren gemacht worden.

Taroczi unternahm einen neuen Sturm auf seine Frau, sie schlug ihn wieder ab. Er begann seinen Koffer zu packen, und sich ermannend, befahl er ihr, das Gleiche zu thun. Sie lachte, ging aus dem Zimmer, schlug die Thüre zu und verließ den Gasthof im Flaker.

Taroczi packte vollständig ein. Er zitterte am ganzen Körper; Aerger bis zur Verzweiflung überkam ihn, Wehmuth, die ihm nahezu Thränen erpreßte — er wußte nicht, was anfangen.

Im halben Traume ging er gegen Abend fort und fand sich erst wieder, als er in einem Theater saß.

Aber auch dort hatte er keine Ruhe; man gab ein Gelegenheitsstück voll sentimentaler Loyalitätsphrasen, daneben Klagenmusik, die man nicht natürlicher darstellen konnte, und Idealisirung des Studententhums. Als sogar das Lied vom ledernen Fuchsel gesungen und vom Publikum mit frenetischem Jubel aufgenommen wurde, da litt es ihn nicht weiter; er ging geräuschvoll fort und wurde ausgepöflet.

Zum Thore hinaus sprang er in einen Wagen und fuhr nach Hause. Der Portier gab ihm einen Brief. Er besah die Adresse. Ohne Zweifel war er von Gzter's Hand, der Poststempel bewies es.

Er eilte in's Zimmer, erbrach den Brief fieberhaft. Gzter schrieb, ihr Vater sei gestorben, sie bitte ihn, womöglich nach Hause zu kommen, sie vertraue sich nicht, allein die Verantwortung zu tragen, das Gesinde sei schwierig geworden, es scheine, daß böse Zeiten kommen würden. Zum Schluß sagte sie, daß ihr Vater vom Schlagflusse gerührt worden und bereits begraben sei; sie bitte recht sehr, daß der Herr gewiß gleich zurückkehre.

Der Brief war fast acht Tage unterwegs gewesen.

Tief berührte ihn diese Nachricht. Er hatte einen treuen Freund verloren. Ohnehin in allen Nerven erschüttert, weinte er bitterlich.

Er ging dann in die Zimmer seiner Frau. Sie waren leer. Er wartete bis zehn, bis elf Uhr; sie kam nicht.

Jetzt schrieb er mit Blei auf die leere Seite des Briefes:

„Liebe Ida! Lese und entscheide Dich; ich reise morgen früh sieben Uhr. Wenn Du mitkommst, so lasse Dich zeitig wecken. Ich hoffe zu Gott, Du gehst mit! Mißta.“

Den Brief steckte er in einen Umschlag, fügte eine Anweisung auf eine bedeutende Summe, die bei seinem Bankier zu beheben sei, bei und legte ihn auf ihren Nachttisch.

Hierauf läutete er; er wollte Ida erwarten; er

befahl, ihm eine Flasche Champagner zu bringen, und bestellte ein Souper. Man brachte Beides.

Wieder wurde Taroczi ruhiger, als er sich gestärkt hatte, schrieb dann einen Brief an Gzter, worin er ihr anzeigte, daß er ihre Nachricht erst spät erhalten, ob des Todes seines alten, lieben, treuen Freundes bis in die tiefste Seele erschüttert sei und auch gleich abreisen werde, sie möge ihn daher erwarten, er werde sich bloß in Pest kurze Zeit aufhalten und hoffe, sie bald zu sehen.

Wie gesagt, hatte sich Taroczi vorgenommen, Ida wachend zu erwarten, aber das Fleisch ist schwach, der Wein that seine Wirkung. Er schlief ein. Zwei- oder dreimal fuhr er auf; unheimliches Gejohle drang von der Straße herauf — er schlief wieder ein. Um zwei Uhr legte er sich zu Bette; er hatte neben sich nichts gehört.

Um ein Uhr aber war Ida nach Hause gekommen, sie hatte Taroczi's Brief auf dem Nachttische gefunden. „Ich werde ihn morgen lesen und mir mit seinen Grillen nicht die Nacht verderben,“ dachte sie, legte sich schlafen und löschte das Licht aus. Sie hörte noch, wie Taroczi zu Bette ging, und wunderte sich, daß er so spät nach Hause gekommen sei.

Um sechs Uhr wurde Taroczi geweckt; er stand auf, kleidete sich an und horchte an der Verbindungsthür seiner Frau; es war dort mäuschenstille. Man hatte seine Koffer bereits hinabgetragen; selbst der Lärm, den die Träger machten, brachte kein Leben in das Nebenzimmer. Schon stand er auf dem Sprunge, hinabzusteigen in den Hof, er hielt aber an, öffnete die Thür, die zu seiner Frau Schlafgemach führte, trat zu ihrem Bette, ergriff ihre Hand und sagte:

„Ida — Du bleibst zurück?“

Ida erwachte, sie rieb sich die Augen, die gewaltig schielten. „Was willst Du?“ fragte sie.

In dem Augenblicke sah er seinen Brief uneröffnet daliegen.

„Du hast das Schreiben gar nicht gelesen?“ fragte er.

„Laß mich in Ruhe, ich bin schläfrig,“ antwortete sie wirklich schlaftrunken.

„Ich reise heim!“ sagte er feierlich.

„Laß mich in Frieden!“ stieß sie heraus und drehte sich der Wand zu.

„Also Du gehst nicht mit?“ flüsterte er zwischen den Zähnen. „Ida, ich warte bis Abends, wenn Du mit mir kommst!“

Sie blieb liegen und gab keine Antwort.

„Ida,“ rief er, „wir sehen uns nimmer wieder — nimmer!“

„Meinetwegen!“ war ihre kurze Antwort.

Taroczi ging fort, stieg die Treppe hinab, setzte sich in den bereit gehaltenen Wagen und reiste ab.

Kaum hatte Taroczi das Zimmer Ida's verlassen, als diese aufsprang, Licht machte und den Brief erbrach. Sie las Gzter's Zeilen; ihr erster Gedanke war, ihrem Manne zu folgen. Erst als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, las sie Taroczi's Nachschrift. Bis sieben Uhr konnte sie nicht fertig sein; also Abends, dachte sie. Da fiel ihr das zweite Papier auf, das im Umschlag steckte. Es war die Gelbabweisung. „Also hält er es für möglich, daß ich dableibe, während er reist?“ Sie ballte Brief und Anweisung in einen Knäuel und warf diesen weit von sich weg. „Er hat weder Verstand, noch Gefühl,“ sagte sie sich selbst; „er will mich von sich entfernen,“ dachte sie darauf, und es dauerte nicht lange, so war er ein schlechter Mensch in ihren Augen, der sie gar nicht verdiene. „Auf Nimmerwiedersehen!“ hatte er gesagt. „Es sei!“ Das war der Schluß ihrer Gedanken.

Noch etliche Tage und die Wirren in Wien nahmen einen Verlauf, der selbst für Ida zu stark war. Sie entschloß sich, nach Hause zu reisen. Ein ehemaliger Gardist, jetzt Honvedhauptmann, ein Exaltado ersten Ranges, gab ihr das Geleite bis Pest.

Mehr als ein Jahr verging, ehe man von ihr hörte, nicht Taroczi, nicht Marosfalvy wußten, was aus ihr geworden.

(Schluß folgt.)

Aus der neuen deutschen Lyrik.

An die weißen Rosen. Von Hermann v. Bequignolles.

(Ungedruckt.)

Kennt ihr die Mär vom Röslein weiß,
Das roth ward über Nacht?
Es blühte, aller Rosen Preis,
Ein Blümchen einst wie Schnee und Eis.
O Röslein, habe Acht.

In stiller Nacht bei Röschens Strauch
Ein Flüstern wurde laut.
Durch Busch und Dorn ging warmer Hauch —
Es küßten wohl nach altem Brauch
Sich Bräutigam und Braut.

Schneeröschen ward so warm zu Sinn
Von unbekannter Glut.
Halb schämte sich's, halb horcht' es hin,
Und dann, so wahr ich ehrlich bin,
Ward's plötzlich — roth wie Blut.

Am andern Morgen — Alles lacht —
War's nicht mehr weiß wie Schnee,
Stand da in Purpurglutenpracht. —
Ihr weißen Röslein, habet Acht,
Daß euch's nicht so ergeh'.

Die tolle Betty.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)



Erstes Kapitel.

in Ihr war vorüber, als Oppenstein im Schlafgemach seiner Gattin, müde und ausgerenkt im Lehnstuhl hingestreckt, die Glieder in den Hausrock gehüllt, dasaß und gähmend anhörte, was sie ihm noch zu sagen begehrte.

„Heute wirst Du endlich eingesehen haben, daß wir Bettina nicht mehr lange für uns behalten können,“ rief die Baronin, in ihre Nachtröbe gehüllt. „Ihrer Zwanzig mindestens wetteiferten um sie; wir werden belagert werden, nachdem sie der Gesellschaft vorgestellt ist, und Einer fischt sie uns doch weg. Hast Du bemerkt, wie die übrigen jungen Mädchen so resignirt jeden Wettseifer mit ihr aufgaben? Sie schlägt Alle; wo sie ist, gilt keine Andere mehr. Walbeck scheint die meisten Aussichten bei ihr zu haben und ich kann also nur auf ihn zurückkommen.“

„Dieser ewige Walbeck!“ gähnte Oppenstein, der, schläfrig, kaum Alles gehört, was sie sprach. „Hab' ich selbst in der Nacht keine Ruhe vor ihm?“

„Er ist der Einzige, der Bettina glücklich machen kann!“

„Vergleichen Ueberzeugungen habt ihr Weiber immer. Aus der Pension in die Ehe, das ist so euer gewohnter Kurierzug; hinterdrein aber findet die junge Frau, daß sie einige Stationen übersprungen, die recht angenehm hätten sein können... Ich will nichts wissen!“

„So wird sie ohne uns wählen, und alle die Resultate Deiner Erziehung, wie Du das nennst, werden verloren sein. Wenn ich auch in Allem Deiner besseren Einsicht folge, in Frauenangelegenheiten habe ich das Wort zu reden.“

„Ja, das habe ich gespürt!“

„Ich möchte darauf schwören, daß Bettina heimlich schon liebt.“

„De? ...“

Oppenstein empfand einen heftigen Anfall. Das Wort erstarrte ihm im Munde.

„Eine Leidenschaft im Herzen eines Mädchens von diesem Temperament ist wie ein Sturm, ein Wirbelwind. Eltern, die ihn von ferne hören, sollen Alles verschließen vor ihm.“

Oppenstein erschrak vor dem poetischen Gleichniß; er hatte nie derartiges aus ihrem Munde gehört, und sie sprach mit so viel Emphase.

„Wir kennen Walbeck seit Jahren,“ fuhr sie fort. „Er ist der biederste, ehrlichste Mann und ein eifriger

Bewunderer Deiner Prinzipien. Er sagte mir heut Abend noch, ein Weib, das solch' einen Erzieher gehabt, sei die sicherste Gewähr für das Glück eines Mannes. Wo findest Du Männer dieser Ueberzeugung, von so gerader, rechtlicher Gesinnung? Walbeck fragt nicht einmal: ‚Was hat, was bekommt Bettina?‘ Und er weiß, daß sie nur adoptirt ist.“

In Oppenstein's Ohren summt es wie der anziehende Sturm, vor dem er die Fenster schließen sollte.

„Kaum eingeführt in die Gesellschaft und ich soll sie schon von mir geben!“ stöhnte er unter Schmerzen.

„Sie bleibt ja bei uns und wir können bei ihr bleiben.“

„Aber ich will nicht!“ Oppenstein sprang trotz seiner Schmerzen auf.

„So thu', wozu Du Lust hast, aber mach' mir nachher keine Vortwürfe!“ Die Baronin verschwand hinter dem großen, schweren Vorhang ihres Baldachinbettes und zog diesen hinter sich zu.

Er schlich hinaus; sein Diener empfing ihn, um ihn vollständig auszukleiden.

„Kein Schlaf wird in meine Augen kommen wegen der Geschichte!“ stöhnte er vor sich. „Wenn die Bettina im Stande gewesen wäre! Aber ich habe ja Alles in der Hand; die Adoption ist formell noch gar nicht geschehen!... Sich verlieben in irgend Einen, den ersten Besten! Ist dieß das Resultat meiner Mähen?... Ich werde dennoch schlafen. Ich will mich nicht ärgern. Es soll und darf ohne mich nichts geschehen! Und schließlich ist das wieder eine Sturmphantasie meiner Leonore!“

*

Auf dem Rande des Bettes saß um dieselbe Zeit Lola im Nachtgewande, die Arme auf der Brust gekreuzt und über all' das sinnend, was dieser Abend gebracht.

So sah die Welt aus, die ihr durch des Vaters Schuld verschlossen worden! So hatte sie sich dieselbe vorgestellt und so erschien sie ihr noch jetzt, nachdem der Mauth der Sinne verslogen und das Bewußtsein ihrer Verlassenheit sie wieder mit so schüdder Nüchternheit überkommen. Mit Ausnahme des eigentlich recht kühlen Benehmens der alten Baronin gegen sie hatte sie Glück gehabt diesen Abend; sie hätte Alles nicht schöner wünschen können, aber... Vrr! Wie dieses Aber sie so kalt und schaurig durchrieselte!

Ihr Ballstaat lag da neben ihr über Stuhl und Tisch gebreitet; er hatte viel Geld gekostet, zu viel

für das, was ihr darnach noch blieb; aber ihre Zukunftspläne hatten sie gezwungen hiezu; sie mußte ja so wie so in die Welt hinaus.

Und Bettina... Wie sonderbar ihr diese heute vorgekommen, wie aufgeregter; wie so wild und glühend ihre Augen... Sie hatte errathen, Bettina hatte...

Ein leises Pochen erschreckte sie. Die Freundin trat ein, wie sie in weißem Nachtgewande, dessen Schleppe sie hastig aufhob, um zu ihr zu treten. Ihr Haar war im Nacken geknotet, das Gewand nur leicht durch einen Gürtel über den Hüften gehalten. Sie löste etwas aus ihrem Taschentuch und stellte eine Flasche Champagner auf den Tisch.

„Das ließ ich von dem Diener in mein Zimmer stellen,“ lachte sie. „Ich liebe das Zeug da, der Gaumen ist mir so trocken und an Schlafen ist für mich nicht zu denken... Nicht wahr, Du kannst auch nicht schlafen?“

Sie legte den Arm über Lola's Nacken und lächelte sie an. „Du hast heute viel Triumphe gefeiert...“ Sie trocknete die feuchte Stirn, griff nach einem Glase, goß von dem Champagner hinein und leerte es gierig. „Mir brennt das Herz!“ Sie lüftete das Gewand über der Brust und athmete aus tiefster Seele... „Trink!“ rief sie, auch Lola reichend.

„Aber Du...“ Lola erhob sich und schaute groß, fragend auf sie. „Was war's mit Dir heute? Nicht wahr, Du kanntest den schönen Geiger schon?“

Bettina preßte die Hände an die Stirn.

„Zu meinem Unglück, ja!“ rief sie aus. „Ich sah ihn zuerst in Nizza; mein Pflegevater, entzückt von seinem Talent, zog ihn selbst in's Haus; dann sah ich ihn in München, gestern Abend hier im Konzert und heute... Ich weiß nicht, warum ich ihn nicht lieben kann, wie jede Andere ihn lieben würde; mein Herz ist wahnsinnig, seit ich ihn kenne! Kannst Du Dich dahinein versetzen? Der Blick seiner wunderbaren Augen zwingt mich gnadenlos zu seinen Füßen und sein Spiel verfest mich in ein Delirium, gegen das ich nichts vermag... O, ich bin sehr unglücklich, ich verliere den Verstand seit heute! Was hat es mich gekostet, ihm gegenüber alle die Aufmerksamkeit dieses Walbeck zu ertragen, dem ich rettungslos verschrieben zu sein fürchte, während ich nur ihn, nur Camillo lieben kann!... Aber weißt Du,“ fuhr sie mit verstörtem Lächeln auf, „weißst Du, was mir noch mehr diese Liebe zur Qual macht?“ Sie ergriff leidenschaftlich Lola's Hand. „Der Gedanke, die Ueberzeugung, daß alle Frauen dasselbe Gefühl haben müssen, wenn ich ihre Augen so verloren, so voll traumhaften Entzückens auf ihn gerichtet sehe! O, das macht mich toll! Ich möchte ihn schützen, vertheidigen gegen sie, ihn in ihrer Gegenwart umarmen und ihnen zurufen: ‚Er ist mein! Wagt es nicht, ihn mir zu entreißen!‘... Aber...“ Ihre Arme sanken in den Schooß, ihr Kinn auf die Brust, „es ist ja nicht nur der Wahnsinn, mit welchem ich ihn liebe, es ist überhaupt Wahnsinn, daß ich ihn lieben muß! Nicht allein, daß ich mir nicht verhehlen darf: ein Mann wie dieser, dem die Welt so viel Begeisterung entgegenbringt, seit er vor wenigen Monden erst wie ein Komet im Sturm seine Bahn begonnen, wie kann

ihm, dem alle Herzen entgegen schlagen, das eine genügen, und kann dieses eine das einzige sein, dessen Liebe er erwidert? — Meine Pflegemutter besteht darauf, daß ich diesen Walbeck heirathen soll; ich sehe die Stunde kommen, wo auch der Baron, der mich bisher in Schutz genommen zu haben scheint, seinen Widerstand aufgibt und dann...“

Sie grub die Hände in das Haar, starrte Rettung suchend zur Decke, sprang auf und legte Lola zitternd vor Erregung die Hand auf die Schulter.

„Ich wäre zu einer That fähig! Aber zu welcher? Ich bin nicht ihr Kind! Die Baronin, nachdem sie mich mit Thränen beschworen, ihren Rath zu befolgen, sagte mir, sie wisse, was in mir vorgehe, und heut Abend hat sie wohl Alles errathen. Ich solle nicht so thöricht sein, sagte sie, zu glauben, der Baron sei bereit, mich dem ersten Besten in die Arme rennen zu lassen. Er habe mir ein Vermögen von vorläufig dreihunderttausend Thalern bestimmt, dazu noch eine jährliche bedeutende Rente aus den Revenuen seines Majorats und endlich Alles, was er hinterlassen werde, wenn ich seinem Willen folge, und ihr Wille werde schließlich der seinige sein. Bis jetzt habe er sich freie Hand hinsichtlich meiner vorbehalten, ich habe auf nichts zu rechnen; wenn ich widerspenstig sei, könne ich sogar auf das Aergste gefaßt sein. Bin ich ihnen also nicht mit gebundenen Händen überantwortet, und was wäre ich als armes, verstoßenes Geschöpf einem Manne wie Camillo, dem die reichsten und glänzendsten Weiber zu Füßen liegen?... Was daraus werden soll, ich weiß es nicht! Ich weiß mir, daß ich nicht würde leben können ohne ihn... Aber arm! Mein Gott!“ Sie rang die Hände. „Ich sehe mich ja noch, als ich an jenem Morgen auf der Treppe der armen Frau saß, da sie kamen, die reichen Leute, um mich zu besuchen, wie man eine Sklavin in Augenschein nimmt, die man kaufen will. Ich hätte ihnen eine Unart in's Gesicht sagen mögen, aber ich wollte klug sein. Und was sie darnach Alles an mir gethan, haben sie es nicht für sich selber gethan, um eine Tochter zu haben? Hätten sie mich genommen, wenn ich häßlich gewesen wäre? ‚Wir sind reiche Leute,‘ sagten sie; ‚wir kaufen uns ein Kind, so schön, wie wir eins finden können!‘ und da gaben sie tausend Thaler für mich! Meinst Du, daß ich so viel werth war?“

Lola hörte mit Besorgniß die steigende Bitterkeit in Miene und Ton.

„Aber Du könntest doch mit Deinem Loose zufrieden und glücklich sein!“ wagte sie zu sagen. „Tausende, ja Millionen Mädchen würden Dich beneiden.“

„So wissen sie nicht, was sie thun! Was habe ich von einem Glück, wenn es nicht das ist, das ich begehre! Was nützt es einem Blinden, wenn man ihm das schönste Bild schenkt! Ich bin nicht so wie die anderen Mädchen, das gestehe ich gern. Die Natur hat mir einmal so heißes Blut gegeben; meine Pflegeeltern haben mich verwöhnt; was ich begehrte, wurde mir schon in der Pension gegeben; obgleich die gute Frau von Schöller jedesmal einen moralischen Sermon daran knüpfte, und jetzt, da ich gerade das verlange, was ich haben muß zu meinem Glück, wird es mir versagt! Walbeck mag ein ganz guter

Mensch sein, aber für die Anderen, nicht für mich; und ich schwöre es, er wird namenlos unglücklich werden durch mich! Ich nehme ihn auch, wenn sie mich dazu zwingen, ich muß ihn ja nehmen, denn ich will dieses Geld haben, über das ich ganz allein verfügen soll; ich will reich sein, wie es stets mein Traum gewesen, will unabhängig von diesen Pflegeeltern sein, unabhängig von Allen! Walbeck soll und wird nie Gewalt über mich bekommen!"

Drohend hatte sie sich in ihrer ganzen Gestalt vor Lola aufgerichtet; eine Walfüre stand sie vor dieser, mit dem im Lichtschein knisternden, wallenden Haar über Schultern und Nacken, den kräftigen weißen Arm aus dem Nachtgewande hebend, unheimliches Feuer in den Augen.

"Aber wie Du so erschrocken dasitzest!" rief sie plötzlich und mitteilidig lächelnd auf das eingeschüchterte Mädchen herabblickend. "Nicht wahr, so hast Du mich noch nicht gekannt? Aber Die da unten kennen mich auch noch nicht! Wie ein Lamm, das ein Kind am Bändchen führt, sitze ich da, wenn der Baron mit von der Mission des Weibes vorschwaht... fürchtbar langweilige Redensarten, über die ich einschlafen möchte! Mit Ergebung höre ich die einfältigen und eintönigen Lehren und Ermahnungen an; aber warum, meinst Du, unterwerfe ich mich der Qual? Um reich zu werden und selbstständig trotz der Ketten, die ich mir vielleicht anferlegen muß, die ich aber zerreiße wie dieß hier..."

Sie packte das schöne weiße Perlenband, das am Abend schon ihren Hals geschmückt, zog es unter der Mütze ihres Nachtgewandes hervor und zerriß es, daß die kostbaren Perlen über den Boden rollten. Spöttlich lachend warf sie auch den Rest in ihrer Hand von sich, und das schien sie abzukühlen.

"Lola," bat sie in plötzlich sanftem Ton, "ich kam mit einer Bitte! Du darfst mich fragen: wie lerntest Du Camill Balsabo kennen?... Du sollst es hören!" Sie setzte sich zu ihr und schlang den Arm um sie. "In Nizza war's, wie ich Dir sagte. Er entzückte Alles; die Frauen schwärmten. Er wohnte in unserem Hotel. Mein Pflegevater, der ihn einen wieder auferstandenen Paganini nannte, bat ihn, in der Abschiedssoirée mitzuwirken, die er seinen Bekannten gab.

"Ich dachte mit süßem Erschrecken den Tag hindurch daran, daß er kommen werde. Und er kam. Er verfolgte mich den Abend hindurch heimlich mit seinen magischen Augen, vor denen ich zitterte. Wie ein glühender Strom ging es durch meine Adern, wenn unsere Blicke sich begegneten. Er gewahrte es und ward unaufmerksam gegen mich... aus Barmherzigkeit, ich errieth es! Ich war beleidigt, entrüstet über diese Gnade und mied ihn mit kalter Verachtung. Aber sie that mir selber weh; ich wollte ihn hassen. Ich war ja die Tochter des Hauses, der er Alles schuldig!

"Als man ihm seine Geige brachte und Alle in athemloser Stille erwartend dasahen, wünschte mein Pflegevater, ich solle ihn auf dem Piano begleiten. Ich weigerte mich und erklärte, ich sei unfähig zu einer solchen Aufgabe. Ihm, wie er mit seiner Geige erwartend auf mich schaute, warf ich einen Blick voll Wuth hinüber. Er lächelte bittend, und wieder

meinte ich, es geschehe aus Mitleid, denn ich mußte blaß geworden sein wie eine Leiche; ich fühlte es.

"Der Baron quälte mich, auch unsere Hausfreunde umringten mich; sie wußten, daß es mir nicht allzu schwer sein würde, ich selbst traute es mir zu, aber ich wollte nicht. Ich sah jetzt, wie er trauernd zu Boden blickte, als fühle er, was mich zu dieser Weigerung bestimmte. Es lag eine Abbitte in seinem Gesicht... Da trat ich entschlossen an das Piano. Mit dem tiefsten Ernst schaute ich zu ihm auf, seinen Wink, seine Intensionen erwartend, und jetzt lag ein unverkennbarer Dank in seinen Augen.

"Als wir geendet, nahm er, ehe ich es wehren konnte, meine Hand und küßte sie respektvoll. Mir ward es zu heiß im Salon. Mein armes Herz schrie nach Luft, nach Befreiung aus einem unerträglichen Bann; meine Pulse tobten. Ich stahl mich aus der Gesellschaft und weinend floh ich in den von Heliotropen überrantkten kleinen Gartenpavillon am Meeresstrande.

"Die Wellen rauschten so magisch an's Ufer, als träumten auch sie, der Mond warf tausend glühende Lichter auf das Meer; ich schaute den Fischerbooten nach, deren Ruder große Phosphorbogen in die Flut gruben. Mein Auge hing an der brennenden Pinienfrucht an der Spitze der Boote, welche die Fische lockte. Ich konnte nicht denken, mein Gehirn war so wüß. Da trat er zu mir, überrascht, wie es schien, mich in der wundervollen Einsamkeit zu finden. Auch unsere Augen trafen sich wie zwei Brände, aber ich ertrug seinen Blick. Ich weiß nicht, was ich that... Er sprach zu mir mit einem Wohlklang der Stimme, der allein mich schon berauschte. Er erzählte mir, er liebe die Deutschen, er rede ihre Sprache, die seine Mutter, eine deutsche Sängerin, die ehemals in Neapel an San Carlo engagirt, ihn als Kind schon gelehrt. Sein erster Weg als Künstler führe ihn nach Deutschland, der Heimat der Musik.

"Frage nicht, wie es geschah, ich selbst weiß es nicht: meine Hand lag in der seinen; ich vergaß mich selbst, die Welt, ich sah nur ihn, und erst als seine Lippen die meinigen berührten, als ich mein Herz zusammengeschnürt fühlte durch den Druck seines Armes, erwachte ich und floh in's Haus zurück.

"Ich floh!" wiederholte sie, das Haupt schüttelnd. "Heißt es fliehen mit nach ihm ausgestreckten Armen, nach ihm rufendem Herzen? Wir sahen uns heimlich wieder. Neue Triumphe warteten seiner in Deutschland. Er reiste. Ich folgte ihm und wir sahen uns in München. Aber dort schon loberte die Eifersucht in mir auf. Die Frauen überhäufeten ihn mit Blumen, mit Lorbeeren, die zärtlichsten Briefe flehten nur um einen Gnadenblick aus seinen göttlichen Augen. O, schon dort empfand ich, welche Höllenqual es ist, einen Mann zu lieben, der, ausgestattet mit allen äußeren Vorzügen, die ein Weib verführen können, auch mit einem die Sinne hinreißenden Talent begabt ist, das uns zwingt, ihm täglich neue Kränze zu flechten, wehrlos ihm zu Füßen zu sitzen unter dem unwiderstehlichen Zauber seiner Töne!"

Bettina's Augen leuchteten in fieberhafter Glut, während sie sprach; ihr Arm war von Lola's Nacken herabgesunken, ihr Athem schien unter dem Druck beängstigender Gedanken zu stocken.

„Gestern Abend sah ich ihn im Konzert. Niemand hatte ihn bisher gekannt, nur sein Ruf war wie ein Frühlingssturm hieher gedrungen. Ich wußte, wie dieser Sturm auch die Zuhörer hinreißen werde; ich sah nicht auf ihn, als er erschien, nur auf die Frauen und Mädchen umher; von Jeder Lippen, aus Jeder Augen flog ihm Bewunderung entgegen, und wie das hier innen schmerzte und doch mit erdrückendem Stolz mein Herz erfüllte! Es war eine Stunde der Qual und der Freude; ich wagte keine der Frauen anzublicken, als ich mit der Baronin das Konzert verließ; ich hätte sie Alle hassen müssen. Ich schloß die Nacht auch kein Auge; ich wußte, daß der Baron ihn eingeladen. Auch am heutigen Abend war es mir nur vergönnt, eine flüchtige Minute unbeachtet mit ihm zu sprechen. Er verlangt, mich allein zu sehen, und hier bei Dir soll es morgen Abend geschehen. Er wird kommen; nicht wahr, Du wirst mir helfen? Sein Bleiben hier ist nur wenige Tage; mir bricht das Herz, wenn ich denke, daß sein Adlerflug ihn so schnell von hier fortreißt; aber er gebietet nicht über sich, er muß sich dem Willen seines Impresario fügen, der ihn durch Deutschland schleppt. Was aus mir wird, wenn er geht, aus mir, die ich hier festgebaut . . . ich weiß es nicht, es ist mir gleichgültig; ich heirathe Walbeck, wenn man mich zwingt, aber Segen wird das ihm nicht bringen, nein, nimmermehr! Es wird ein Unglück geben, ein großes Unglück. Ich reiße ihn mit mir, ihm nach, gleichviel wohin . . . in's Verderben!“

Wieder versank sie, die Hände auf die Kniee stützend, in sich; ihre Brust keuchte, ihre Augen schlossen sich, als fühle sie ein Grauen gegen die Gebilde, die sich ihr aufdrängten. Und plötzlich hob sie die Arme, packte über den heftig pulsirenden Schläfen das Haar, warf es in den Nacken und richtete trotzig die Stirn auf.

„Zu was ich Dir das Alles erzähle! Du verstehst mich doch nicht! Mich soll auch Niemand verstehen!“ Sie sprang auf und streckte gähnend, wie sich erholend aus innerem Krampf, den Oberkörper. „Und jetzt gute Nacht, Lola! Ich wollte mir nur bei Dir den Kummer vom Herzen reden; ich mußte Jemand haben, der ihn anhörte. Ich muß schlafen gehen, denn morgen, das weiß ich, habe ich eine große Unterredung mit der Frau Mama zu bestehen, die sicher heute Alles errathen haben wird, und läßt mich der Papa im Stich, mögen sie Beide selbst beantworten, was geschieht!“

Ehe Lola von der stürmischen Umarmung zu sich kam, war sie hinaus. Zu ihrem neuen Erschrecken aber stand — Egon vor ihr, dem Jene die Thür in die Hand gegeben haben mußte.

Er war bleich, athemlos von schnellem Heraussteigen, verwirrt durch die Erscheinung, die ihm in der Thür entgegen getreten und mit dem aufgelösten Haar seine Wange gestreift hatte.

„Was wollte dieser späte Besuch?“ fragte er mit gepreßter Stimme. „Es ist Mitternacht vorüber!“ Betroffen schaute er auf die über der Stuhllehne hängende weiße Ballrobe, auf die langen Handschuhe, die über den Tisch hingestrenten Blumen. „Und was soll das da? Hat Jene sich bei Dir ausgekleidet?“

Beide standen noch immer auf gespanntem Fuß; schon sein spätes Eintreten verdroß sie, noch mehr die barsche, herrische Frage.

„Du würdest wohl thun, zu Bett zu gehen; laß wenigstens mir die Ruhe!“ Sie wandte ihm den Rücken.

„Zu Bett zu gehen! Kannst Du schlafen, wenn Du das hier gelesen? Ich fand es gegen Abend auf meinem Reichentisch; Einer, der es schlecht mit mir meinte, und an Denen fehlt es nicht in der Fabrik, hatte es mir roth angestrichen auf meinen Platz gelegt. Da lies, und dann geh' künftig in die vornehmen Gesellschaften!“

Er hatte ein Zeitungsblatt hervorgeholt, legte die Hand gebietend auf ihre Schulter und reichte ihr das Blatt über dieselbe.

Lola starrte mit ermüdeten Augen auf die gezeichnete Stelle und Egon las:

„Moriz Goldmann, öffentlich verfolgt als Wechsel-fälscher und betrügerischer Bankrottier . . . Alle Behörden werden ersucht . . . Erkennst Du Deinen Vater in dem Signalement?“

Lola war schwankend zurückgetaumelt; er überließ es ihr selbst, sich aufrecht zu halten, und steckte das Blatt in die Tasche zurück.

„Was hilft jetzt all' mein Fleiß, meine Arbeit!“ stöhnte er, mit von Schweiß gefeuchtem Haar auf dem Stuhl sinkend und die weiße Robe mit dem Ellenbogen zerdrückend. „Wenn Einer nicht mit Ehren arbeiten kann, so nützt alles Wollen nichts, und vor der Schande wird mich auch Herr Reichmann gegen meine Kleider nicht schützen können. Gott ist mein Zeuge,“ knirschte er, den Kopf senkend, „daß ich es gut gemeint, aber ich bin zu jung noch, um auch mit diesem Feinde, der Schande, den Kampf schon aufnehmen zu können!“

Er erhob sich. Lola, die ihn zitternd und rathlos angeschaut, sah, daß er wartete.

„Ich habe getrunken, ja!“ murmelte Egon vor sich hin, die Hand noch auf der Stuhllehne. „Es war nicht viel; der Gram über diese Schmach hat mir das Gehirn betäubt. Aber schimmer wird's morgen früh, wenn der Tag, die Sonne auf unsere Schande . . . Ich habe beschlossen, in die Fabrik zu gehen, als sei nichts vorgefallen, wenn aber . . .“ Seine Zähne knirschten. „Gott bewahre Jeden, mir ein Wort davon zu sprechen, ich weiß nicht, zu was ich im Stande sein würde!“

Müden Schrittes und gesenkten Hauptes schwankte er zur Thür. In dieser wandte er sich noch einmal mit leichenblassem Gesicht zurück.

„Sehe ich die vornehmen Lappen da morgen noch bei Dir, so werfe ich auch sie in's Feuer! Verlaß Dich darauf!“

Die Thür schloß sich hinter ihm. Lola stand mit verhülltem Antlitz da.

„Das nach einem so glücklichen Abend! . . . Aber es braucht Niemand zu wissen, daß ich keine Tochter! . . . Es hindert mich ja nichts, einen andern Namen . . .“ Sie seufzte, sah auf. „Und wenn ich heimlich fortginge, würden auch sie nicht einmal wissen . . . Aber Bettina zwingt mich . . . Also nicht morgen schon, ich würde sie erzürnen . . . Es muß ja doch sein!“

Die Mutter soll und darf nichts wissen, es muß Alles insgeheim geschehen, und ist es geschehen, wird sie vergeblich! Egon hat eine Beschäftigung, auch ich werde mein Brod finden."

Das tief herabgebrannte Licht versank erlöschend im Leuchter. Schluchzend wand sich Lola auf dem Kissen. Die Trennung von den Ahrigen, die ihr so leicht erschienen, drückte ihr das Herz ab; doch es mußte so sein, und heimlich, schon Egon's wegen; später konnten sie Alles erfahren...

Zwölftes Kapitel.

Die Verfolgung Moritz Goldmann's durch die Staatsanwaltschaft hatte auch den letzten Faden zerschnitten, durch welchen die unglücklichen Zurückgebliebenen noch mit der Welt zusammenhingen.

Als Egon am nächsten Morgen, selbst in nervösem Zustande, der Mutter in schonender Weise davon sagte, fand er diese vorbereitet. Der Vater habe noch kein Zeichen von sich gegeben, hatte sie den Kindern gesagt, und doch mußte sie in irgend welcher geheimen Kommunikation mit dem Flüchtling stehen.

Bleich und zitternd, nicht wagend, dem Auge des Sohnes zu begegnen, flüsterte sie vor sich hin: „So hat uns denn das Grab der Schande ganz verschlungen!“ Dann die Stirn an des Sohnes Schulter legend, presste sie ihn an sich. „Vergib ihm,“ bat sie mit Thränen in den Augen, „wie ich ihm vergeben muß! Euch, arme Kinder, wird ja die Welt nicht leiden lassen für das, was ihr nicht verschuldet!“

Mit schwerem Herzen, ohne den Muth, irgend einem Derer in's Auge zu schauen, die ihn begrieten, betrat Egon die Fabrik.

Im Atelier fand er das Personal bereits anwesend. Man dankte seinem Gruß nicht. Reichmann begegnete ihm. Er grüßte ihn freundlich. Er meinte es wohl gut mit ihm, aber seine Leute waren nicht geneigt, ihm sein Unglück zu verzeihen. Schweigend vermied man ihn. Als Egon am Mittag das Atelier verließ, nahm er das trostlose Gefühl mit sich, daß seines Bleibens in der Fabrik nicht sein werde; der Chef derselben konnte ihn nicht schützen gegen die Mißachtung Derer, die ihn vom ersten Tage ab als einen Eindringling betrachteten.

Zerfahren, mit bleicher, vergrämter Miene erschienen er bei dem fargen Mittagsmahl. Die Mutter wagte nicht zu fragen; Lola hatte wiederum erklärt, sie speise bei einer Freundin.

Egon bemerkte nicht, daß die Wohnung fast gänzlich während des Morgens ausgeräumt worden, denn man speiste in einem kleinen Hinterzimmer. Auf Gerichtsbefehl war Alles abgeholt bis auf das Unentbehrlichste, das ihr die Großmuth der Gläubiger gelassen, und Lola hatte sich weinend entfernt, als man auch in ihr Zimmer eingedrungen. — Nicht ganz friedlich ging es auch eine Treppe tiefer im Hause zu. Baron Oppenstein lag in Folge Ueberanstrengung auf dem Divan des großen Wohnzimmer. Er war verstimmt. Während Bettina noch schlief, hatte seine Gattin beim Frühstück wieder da angefangen, wo sie

sich in ihr Himmelbett vergrabend, nach Mitternacht abgebrochen.

Ihr war es nicht entgangen, daß zwischen Bettina und dem jungen Virtuosen ein heimliches Verständniß bestiehe; was ihr bis dahin an dem Wesen des Mädchens nicht begreiflich gewesen, erklärte sich ihr mit Schrecken. Sie wußte jetzt, weshalb dasselbe anfangs nicht von Nizza fortgewollt, dann nach München verlangt und dort wieder zur Abreise nach hier gedrängt.

Sie kannte Bettina's leidenschaftliches Wesen, aber sie errieth auch, weshalb sie dieses ihrem Pflegevater verheimlichte und mit so viel Geduld sich seinen ermüdenden Belehrungen fügte. An ihrem, der Pflegemutter, Wohlwollen schien zu ihrem Schmerz dem Mädchen wenig gelegen, und er mit seiner Schwäche für weibliche Schönheit wäre nicht fähig gewesen, ihr zu zürnen, selbst wenn sie ihn dazu zwang.

Heute noch wollte sie ihm die Augen öffnen; das Lebensglück des Mädchens verlangte es.

„Dieser Geiger spielt mit dem Herzen des unbesonnenen Kindes!“ rief sie, sich in Uebereile ankleidend. „Ich würde nicht dagegen sein, wenn ich nicht gesehen hätte, wie das arme Ding unter seinen Blicken sich förmlich anbetend wand! Ihm ist sie doch nur ein Spielzeug, das er vernichten würde ohne Gnade und Erbarmen! Ich kenne diese Künstlernaturen mit ihren kalten und egoistischen Herzen, ich weiß, mit wie schnöder Gleichgültigkeit und Nichtachtung sie über Diejenigen unseres Geschlechts dahin schreiten, die schwach genug sind, vor ihrem Triumphzuge niederzuknien. Sie buhlen um die Verehrung der Frauen, mißbrauchen die unselige Gewalt, die ihnen ihr Talent über sie gibt, und das Weib, das ehrlich und liebend ihnen seine Hand gereicht, duldet tausend Qualen durch ihre Eitelkeit... Er soll Alles wissen, was ich seit gestern weiß. Walbeck und kein Anderer, und so eilig wie möglich!“

Oppenstein war nun gestern Abend ohnehin schon in eine mißliche Lage gerathen. Er mit all' seinen schönen Erziehungsgrundsätzen hatte nicht hindern können, daß Bettina, der Königin des Abends, namentlich von den Offizieren in der ausgesprochensten Weise der Hof gemacht ward, daß sie sich, zuweilen sogar in wilder Betäubung, in einem Sinnenrausch, der ihm unziemlich erschien, ihrem Naturell hingab und sich erst wieder fand, als die Ermüdung sie zwang, sich Ruhe zu gönnen. Er hatte auch in ihren Augen einen Glanz, zuweilen sogar ein Lodern und Phosphorleuchten bemerkt, das ihn tief verstimmt, namentlich wenn er in der Miene seiner Frau die spottende Frage zu lesen glaubte: „Was nützt Dir jetzt Alles? Das Mädchen will wie Alle seine Jugend genießen!“

„Pach' nur alle Deine Erziehungskunst und die schönen moralischen Bücher ein!“ sagte sie beim Frühstück. „Es ist gekommen, wie ich es vorausgesagt! Aber Du hörst ja nicht! Du bist immer der Enthusiast und wirfst die Welt und die menschliche Natur doch nicht anders machen; Du zwingst mich, meine ruhigeren und vernünftigeren Ansichten durchzusetzen, namentlich da, wo Du positiv gar nichts verstehst. Du siehst in Bettina immer nur das

schöne Mädchen; laßt sie Dich an, so hast Du jeden Willen verloren; sitzt sie am Klavier, so schwelgst Du im siebenten Himmel! Ich, die ich einmal Mutterstelle bei ihr übernommen, muß diese auch ausfüllen, und hättest Du mehr Vertrauen in meine Erziehungsweise gehabt, als in die dieser Frau von Schöllers, die, wie man mir sagt, an den Kindern, die eine gewöhnliche Pension bezahlten, herumdrügelu soll, daß sie wild werden wie ein störrisches Füllen, während sie die Andern thun läßt, was sie wollen, so stände es anders um Bettina. Ich sehe mit Frauenaugen Manches, was Dir nicht bemerkbar; Männer verstehen überhaupt nicht, was in einem Mädchen von diesem Alter vorgeht, namentlich in Bettina, die jetzt in dem vollen Drang ihrer Jugend!"

Oppenstein hatte in steigend nervöser Stimmung die Krume der vor ihm liegenden Bröckchen zu kleinen Kugeln gedreht und damit nach dem Sahnetopf gezielt; seine Geduld ging zu Ende.

„Par exemple, was hast Du mit Deinen Frauenaugen gesehen?“ rief er, sie giftig anblickend.

„Daß Bettina bis über die Ohren in diesen unglückseligen Geiger verliebt ist, den Du uns auf den Hals geladen und zwar schon seit Nizza; daß wir uns von ihr ihm nach bis München und von da hierher ziehen ließen, ohne zu errathen, was vorging.“

„Unsinn! Sie hat mir vor Kurzem erst heilig versichert, daß sie nur den Mann nehme, den ich ihr bestimmen werde!“

„Ja wohl! Weil sie weiß, daß Du ihr diesen Künstler geben wirst, wenn sie ihn verlangt! Sie macht ja mit Dir, was sie Lust hat, nachdem sie so klug gewesen, Deinen schönen Ideen zuzuhören. Aber daraus wird nichts, dafür bin ich noch da, und so lange ich lebe, wird nichts daraus! Uebrigens ist auch gar nicht daran zu denken, daß er sie begehren wird — so wie Dem die Weiber nachlaufen! Er selbst ist erst fünfundsanzig Jahre alt; er ist der schönste Mann, den man sehen kann; er beginnt eben erst seine Laufbahn, waltet über Blumensträuße und Lorbeerkränze, die ihm die Frauen werfen, empfängt alle Tage Liebesbriefe — ich kenne das — und nimmt eben Alles mit, was sich ihm bietet, mit Auswahl natürlich, denn er hat sie ja! Und unser Pflegekind gerade mußte so unbesonnen sein, ihm in den Weg zu gerathen, natürlich wieder durch Dich!“

„Ich sage Dir, Du thust ihr Unrecht!“

„Und ich sage Dir, daß ich gestern Abend die unumstößlichste Ueberzeugung gewonnen habe! Er findet sie schön ... ein Wunder das! Er sieht sie unerfahren, mißbraucht eine erste, in dem albernen Herzen aufglühende Liebe und ... Lehre mich Niemand die Eitelkeit dieser Künstler kennen! Oft genug habe ich sie damals in der gewissenlosesten Ruhmredigkeit sich gegenseitig ihre Eroberungen erzählen hören, wie sie rücksichtslos sogar die Namen preisgaben und mit einer Indiskretion, die jedem Weibe das Blut in die Stirn treiben müßte, wenn sie es ahnte. Du freilich hast diese Sorte von Leuten, mit denen ich damals verkehren mußte, nie kennen gelernt; Du hast auch die Frauen immer mit denselben Augen betrachtet, mit denen Du in Deinem Kloster die Bilder Deiner Himmelsköniginnen und

schönen Sünderinnen anbetetest, die meiner Meinung nach auch nicht in ein Mönchskloster gehören, namentlich wenn man Knaben darin erziehen will; Du sagtest ja selbst, der Abt sei früher ein großer Lebemann gewesen. Wenn Alles wirklich so fromm und heilig wäre, wie es wohl aussieht, dann stände es besser mit der Welt.“

Die hausbackene Philosophie der Gattin, die Sicherheit, mit welcher sie über Bettina sprach, verfehlte ihre Wirkung auf Oppenstein nicht; aber sie durfte nicht Recht haben, denn sie suchte ihm das Heft aus der Hand zu winden. Inzwischen war ihm der Gedanke, daß Bettina trotz all' seiner Erziehung zu dergleichen im Stande gewesen sein könne, ein harter Schlag.

Ein Künstler, ein Virtuose, den er allerdings bewunderte und lieb gewonnen, für dessen Ruhm er sich zu einem der ersten Apostel gemacht, hatte es gewagt! ... Auch ihm ging's wie ein Licht im Gehirn auf: Bettina's plötzliche Unruhe, ihr verändertes Wesen ... Er selbst hatte bemerkt, wie sie ihm gegenüber sich Mühe gab, die innere Bewegung zu verstecken. Er zerbiß sich die schmalen Lippen.

„Da haben wir sie nun, seit sie bei uns, vor jedem Umgang zu hüten gesucht,“ fuhr Leonore fort, die einmal im Zuge, „und jetzt, fürchte ich, hat sie unter unseren eigenen Augen den aller schlechtesten. Ich will dem jungen Mädchen da über uns nicht wehe thun, aber ganz schweigen kann ich doch auch nicht. Die Leute da oben haben nichts; der Mann ist als Bankrottier davon gegangen und hat seine Familie in größter Noth gelassen; trotzdem erschien die Tochter, die Du auf Bettina's dringende Bitten eingeladen, gestern Abend in einem Staat, der gar nicht zu ihren Verhältnissen paßt. Woher hatte sie das schöne neue Seidenkleid!“

Oppenstein runzelte die Stirn, schloß die Augen und kreuzte die Arme.

„Es war bis heute nicht anzuklären, wohin das Päckchen Banknoten gekommen, das Du mir gabst, um es dem Verwalter am Rhein zu schicken. Ich legte es auf Deinen eisernen Geldschrank unter einen Briefbeschwerer und sagte dem Diener davon, der allein das Zimmer betreten darf. Daß er es also nicht zu nehmen gewagt, ist leicht einzusehen. Ich vergaß immer, das Geld abzuschicken, und als ich es endlich gestern suchte, war es verschwunden. Der Diener fühlte sich schwer beleidigt; er schwört, es seien nur zwei fremde Füße in das Zimmer gekommen; Bettina habe eines Abends, als wir nicht zu Hause, das junge Mädchen von oben in der Wohnung umhergeführt, er habe gesehen, wie sich Beide in diesem Zimmer aufgehalten. Sage Du selbst: was soll man nun denken? Es gefiel mir schon an sich nicht, daß dieses Mädchen in unserer Soirée erschien, während die Ihrigen so in Noth! Armuth mit hochliegenden Plänen thut niemals gut.“

„Ich sage Dir, auch das ist Unsinn! Das Mädchen gefiel mir sehr wohl! Die Leute oben haben ja bisher auch in sehr guten Verhältnissen gelebt.“

„Nun, in dieser Sache will ich meinetwegen nichts gesagt haben; aber mit Bettina bleibt es dabei; sie muß verheirathet werden und schnell!“

„Ich will mit ihr sprechen, ihr zu Herzen reden!“ Oppenstein war der Ueberzeugung, daß damit Alles geordnet werde.

„Du? Na, da hätte sie ihren Geiger schon, aber dann wär's noch die Frage, ob er sie will? Kannst Du denn wissen, wie weit es zwischen ihnen schon gekommen und ob er sie überhaupt je ernstlich gewollt?“

„Du bist toll!“ Oppenstein erhob sich und wickelte sich stolz in seinen Hausrock; er wollte nichts mehr hören. Was sie ihm gesagt, machte ihn verwirrt; er empfand eine gewisse Beschämung bei dem Gedanken, daß ein Körnchen Wahrheit darin sein könne; ja, die Angst stieg ihm zum Gehirn, daß Alles wahr sein könnte. Er verließ das Gemach mit unsicherem, aber schnellem Schritt, warf sich in seinem Arbeitszimmer hin, stöhnte, sprang wieder auf, fragte den Diener nach Bettina und verlangte eiligst, angekleidet zu werden.

Die Letztere erhob sich erst gegen Mittag; sie gab vor, unwohl zu sein, wollte in ihrem Zimmer speisen, empfing am Nachmittag die Pflegemutter mit leidendem Antlitz und wünschte ungestört zu bleiben.

Die Baronin hatte sich vorgenommen, ein ernstes Wort mit ihr zu sprechen; vielleicht errieth Bettina dieß und beugte dem vor. Als die Erstere sie schonend verlassen, sank sie in ihrem Hauskleide auf dem Divan wieder in ihre Apathie zurück.

Sie hatte die Nacht hindurch keinen Schlummer gefunden. Die Leidenschaft für den Künstler jagte das junge Herz in den heftigsten Schlägen; Liebe, Eifersucht, das Bewußtsein, daß ihn morgen schon sein Beruf ihr wieder entführe, der Gedanke, was Alles geschehen könne, wenn er fern... Er wollte kommen heut Abend, um ihr Lebewohl zu sagen... Lebewohl! Das Wort war ein Herzensschrei, der zwischen ihren Lippen erstarb, sie aufjagte, bis sie in Verzweiflung, mit Schluchzen wieder hinsank.

Vom Strande des Mittelmeers bis hierher hatte sie ihm folgen können und hier sah sie jetzt, eine Gefangene, während er seinen Adlerflug wieder forsetzte, — seinen Triumphzug, bewundert, angebetet von tausend begehrenden Augen! Sie sah alle die Anderen ihm Kränze flechten, sie ihm auf das Haupt drücken. Es war eine furchtbare Qual, diese Vorstellung, die ihre Phantasie in's Ungeheuerliche vergrößerte. Nach ihrer Meinung gab es ja nur eine Liebe, eine ewige, unwandelbare, und diese konnte nur er einflößen, der ihr als die Verkörperung alles Göttlichen erschien.

Mit fast unzählbarer Sehnsucht erwartete sie deshalb den Abend. Camill sollte Rath geben, und was er wollte, dazu war auch sie entschlossen.

Unbemerket schlich sie, als es dunkel geworden, in Lola's Zimmer hinauf.

Als die Baronin vor dem Schlafengehen Bettina in ihrem Zimmer aufsuchte, war diese eben erst zurückgekehrt. Sie fand das Mädchen im Hauskleid auf dem Lager, bleich, über Kopfweh klagend, die Augen schließend, als sie zu ihr trat, um nach ihrem Puls zu fühlen.

„Du erschreckst mich!“ sagte sie, über die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn und das aufgelöste,

über das Kissen gebreite Haar streichend. „Ich will Dich nicht aufregen,“ fuhr sie fort, sich mit den beunruhigendsten Vorstellungen kopfschüttelnd an das Bett setzend. „Ich errathe vielleicht die Veranlassung Deines Fiebers, aber es ist nicht heute die Zeit zum... Warum brennen alle die Lichter?“ fragte sie, da sie jetzt erst alle Kerzen der beiden Stadelaber auf Bettina's Toilette angezündet sah. „Du solltest Dir Ruhe gönnen.“

„Ich muß Licht haben!“ Bettina wandte das Gesicht ab. Sie hatte selbst nicht gewußt, warum sie, als Camill fort, all' die Flammen hatte anzünden müssen. Ihr war so bange, allein mit ihren Gedanken; sie fürchtete sich vor sich selbst und ihrem Bewußtsein.

„Walbed war heute bei uns; ich mußte ihm zu meinem Bedauern sagen, Du fühltest Dich unwohl.“

Bettina antwortete nicht. Frau Leonore sah minutenlang sinnend, unschlüssig. Es mußte etwas geschehen sein, was das Mädchen derart erregte. Sie sprach ihr vergeblich zu; Bettina hörte nicht, sie lag mit geschlossenen Augen da und versagte ihr den Puls.

Sie machte sich Vorwürfe, stundenlang in der Stadt gewesen zu sein. Endlich beschloß sie, Bettina sich selbst zu überlassen.

„Nimm die Tisane, die ich Dir schicken werde, und fühlst Du Dich nicht besser morgen, so sende wir zum Arzt. Jetzt suche zu schlafen.“

„Ja!“ Sie streckte die nackten Arme in die Höhe und ließ die Hände über die Stirn sinken, so erwartend, daß die Pflegemutter gehen werde. Mit matter Stimme erwiderte sie den Nachtgruß.

Als Jene hinaus, richtete sie sich wieder auf. Sie konnte nicht ruhen; jede Haarwurzel stach sie wie Dornen, sie riß das Nachtgewand auf, schüttelte das Haar über die Schulter und stand mit herabhängend gefalteten Händen inmitten des Zimmers.

„Er hat mir Alles ehrlich gestanden,“ flüsterte sie vor sich hin. „Er ist arm, wie glänzend auch seine Umstände erscheinen mögen. Sein Vater war ein reicher Noble, der die gefeierte deutsche Sängerin in Neapel heirathete und sein Vermögen in thörichtem Aufwand mit anderen Frauen verschwendete. Seine Mutter zog sich verarmt nach ihres Gatten unnatürlichem Tode in eine kleine italienische Stadt zurück, wo auch sie starb. Ein Spekulant, der des Knaben großes Talent entdeckte, ließ ihn mit bedeutenden Kosten ausbilden, und ihm ist Camill jetzt wenigstens für ein Jahr verpflichtet gegen einen ganz geringen Antheil! Jener Italiener, der ihn begleitet, beutet während dieser Zeit sein schönes Talent aus; er ist sein Sklave, während die Welt ihn unterthan; er schleppt ihn auch morgen von mir, wenn der Tag anbriecht! Camill gelobte mir, wiederzukehren, sobald... o so lange!“... Thränen rannen über ihre Wangen; sie barg das Antlitz in den Händen.

„Und auch ich bin Skavin dieser Weiden hier, die mich mit ihrer Zärtlichkeit erdrücken, Skavin dieser vier Wände, während er hinauszieht, und inzwischen wird sich ihm Alles zu Füßen legen, Reichthum, Schönheit... Alles!“ Sie zog sein Bild aus ihrem Busen und kniete vor ihm nieder. „Mein Liebling, mein Abgott, würdest Du ein armes Mädchen lieben können? Die reichsten, die schönsten

betteln um einen Blick aus Deinen himmlischen Augen, und wenn ich jetzt käme und sagte: „Hier bin ich, nimm mich hin! Würde eine Bettlerin so zu einem Königssohn sprechen dürfen? Und sie nennen Dich ja den Geigerkönig von Gottes Gnaden! Nein, ich darf zu Dir nur kommen wie die Königin Balkis zu Salomo.“

Der Gedanke durchbelebte sie mit schauriger Freude. Lächelnd, wie von einem beglückenden Gedanken erfaßt, hob sich ihr Blick verklärt und hastete auf dem von den Wachskerzen so hell beleuchteten Spiegel.

„Wie die Königin von Arabien,“ flüsterte sie, in der magischen Glasfläche ihr bleiches Antlitz, das dunkel glühende Auge, den weißen Arm, den entblößten Nacken betrachtend. „Morgen nehme ich den Kampf mit meiner Pflegemutter auf! Ich habe mehr Gewalt über ihn als sie; er selbst soll mir eine reiche Ausstattung versprechen, und sollt' ich warten auf Camill bis zum Herbst, wo er frei sein wird, ich werde es vernügen, wenn ich nur an ihn denken, seiner gewiß sein darf.“

Ohne sich auszuleiden, streckte sie sich auf das Lager. Ihre Augen schlossen sich wohl zeitweise, aber die großen Pläne, die sie beschäftigten, gewährten ihr keinen Schlummer. Sie vernahm die Schläge der Uhr im Korridor; eine Stunde kroch langsam der andern nach. Die Ermattung in zweiter schlummerloser Nacht lullte sie endlich in einen Zustand des Unbewußtseins.

Als die Uhr fünf Schläge that, fuhr sie jäh vom Kissen auf. Der Morgen graute durch die Vorhänge des Zimmers, die Wachslichter waren tief herabgebrannt, zum Theil schon erloschen und füllten das Gemach mit dem Geruch verkohlter Dochte.

„Mein Lieblich erwacht gewiß jetzt eben wie ich, um mit Tagesanbruch . . .“ Der Gedanke, daß er, ehe der Tag ganz aufgegangen, schon fern von ihr, machte sie erzittern. Sie öffnete die Vorhänge. Draußen über die Front des Hauses legte sich eben das matte Morgenlicht. Sie öffnete das Fenster. Die Luft erfrischte ihre Lunge.

„Lebe wohl!“ hauchte sie, sich auf das Lager zurückstreckend. „Ich werde jetzt ganz verlassen sein; auch die Freundin oben ist fort; aber er ist ja bei mir, an den ich denke!“

Dreizehntes Kapitel.

Während der folgenden acht Tage hatte Baron Oppenstein einen schwierigen Stand. Seine Gattin arbeitete mit zäher Konsequenz auf ihr Ziel hin, und was sie bisher nie gewagt, das gelang ihr jetzt mit den unumstößlichsten Beweisen in der Hand, nämlich das Götter- oder Götzenbild seines Lebens, das ideale Weib, zu zertrümmern und ihm einleuchtend zu machen, daß das Weib überhaupt hienieden keine andere Aufgabe zu erfüllen habe, als eine brave Hausfrau und Mutter zu werden. Dazu habe ihm der Schöpfer alle Instinkte gegeben, und wenn sich diese vorher ein wenig austoben, das schade nicht. Ein Mädchen müsse man nicht konfus machen mit all' solchem „Brimborium“; mit zehn Worten könne man ihr gerade so gut sagen, was recht und unrecht, im Uebrigen aber wolle jedes

Mädchen den Hof gemacht haben, und wenn man es so absperrt, wie er es gethan, bleibe natürlich nicht aus, daß es sich heimlich verleihe; so eine erste Liebe falle aber immer auf den „Verkehrten“. Und das sei nun das Resultat, das er und die hochgelobte Frau von Schölller zu Stande gebracht!

Oppenstein wußte bereits Alles aus Bettina's Munde. Aber gerade dieser Undank des Künstlers, dessen Ruhm er mitbegründen geholfen, empörte ihn am meisten. Offen hatte sie ihm schon am Tage vor Camill's Abreise ihre Liebe für diesen gestanden, mit einem Aufwand zärtlicher Worte hatte sie ihn auf ihren Knien um seine Zustimmung angefleht. Aber was es ihn auch kosten mochte, Undank sah er auch in ihrem Herzen für all' seine Sorge und Liebe, um die er betrogen werden sollte.

Der Anblick dieses Mädchens war ihm unentbehrlich geworden, mochte er es selbst in Thränen sehen. Verließ sie ihn, um mit einem fahrenden Künstler hinauszuziehen — der Gedanke war ihm schon unerträglich — was war ihm dann noch das Leben an der Seite seiner profaischen Gattin, die ihm sogar schon über den Kopf zu wachsen drohte? Sein kaltes Dasein bedurfte des Sonnenscheins, den dieses junge Wesen ausstrahlte.

„Ich will Dir nach Ablauf eines Jahres Antwort sagen,“ gab er endlich nach. „Zeigt mir bis dahin dieser junge Mann, daß er Dich wahrhaft liebt und Deiner werth ist, so reden wir weiter darüber. Vertraue meiner besseren Einsicht und Erfahrung: Künstler wie dieser sind unzuverlässig in der Liebe! Auch Deine Pflegemutter, die in ihrer Jugend sich der Kunst gewidmet hatte, die diese Leute — eine ganz besondere Klasse — genauer kennt als ich, ist dieser Meinung. Ihr Eigennutz, ihre Eitelkeit heimst Alles ein, was ihnen die Welt für ein Stündchen ihr von ihnen gewährten Genußes so überschwenglich entgegenbringt, aber sie sind für das praktische Leben ungreifbar wie Nebelbilder und undankbar für Den, der ihnen mehr gibt, als sie mit ihrem Stündchen der Illusion unseren Sinnen gewähren. Geh' und höre auf den Rath der Mutter!“

Bettina verließ mehrere Tage hindurch grollend ihr Zimmer nicht. Die Baronin saß wohl bei ihr und redete Vernunft, aber sie hörte sie nicht. Oppenstein stand Qualen des Verlangens nach seinem Kinde aus. Als seine Frau ihn weich werden sah, griff sie zu dem Mittel, das sie sich für das Aeußerste reservirt: die Kammerjungfer sei bereit, zu beschwören, sie habe gesehen, wie Bettina sich Abends in dem Zimmer „des Mädchens da oben“ ein Rendezvous mit dem Geiger gegeben; der Ruf Bettina's sei also der Diskretion einer Magd anheimgegeben, die sie ohnehin nicht in ihrem Dienst zu behalten wünsche.

Oppenstein zitterte bei der Enthüllung; sie schnitt ihm tief in's Herz. Sein Ideal mit der himmlischen Mission hatte ihm Leonore unbarmherzig zertreten! Er wollte es schon billigen, daß ein Mädchen ohne Welt- und Lebenskenntniß sich in einen ihrer Unwürdigen verlieben könne, aber sich so weit zu verweisen, das war ein Hohn für seine Erziehung.

Er wollte sie nicht sehen. Er sah sie auch wieder zwei Tage lang nicht, während derselben schmiedete

seine Gattin das Eisen, denn sie traute seinem Zornen nicht.

„Du zerstörst Dein ganzes Lebensglück durch diese eigenfünige Verirrung!“ ermahnte sie das Mädchen. „Glaube doch nicht, daß dieser Geiger Dich liebt, wenn Du es auch an äußeren Vorzügen mit Allen aufnehmen kannst, die ihm auf seinen Wegen begegnen. Wir werden niemals zugeben, daß Du ihn heirathest, wenn er Dich selbst liebt. Bedenke also die Folgen! Dein Pflegevater hat sich Niemanden gegenüber verpflichtet, Dich als Erbin seines Privatvermögens oder auch nur eines Theils einzusetzen; er war stets Willens, dieß erst zu thun, wenn es so weit sei, daß er Dich von sich geben müsse an einen Gatten nach seiner Wahl, und Du kennst seine Ideen. Baue also nicht auf seine scheinbare Schwäche, er ist durch seine freiherrlichen Vorurtheile in sich stärker als Du glaubst, und im Nothfall bin auch ich unerbittlich. Nimmst Du hingegen den Baron von Walbeck, dem ich mein Wort gegeben, weil ich weiß, daß er Dich glücklich machen wird, so wirst Du großjährig erklärt und erhältst alleinige, freie Verfügung über ein großes Vermögen und eine Jahresrente, von der ihr glänzend leben könnt; ja, ich verspreche Dir: Du wirst die Erbin unserer Millionen, die Dir eine fürstliche Existenz bereiten werden; kein Heller soll auf seine Seitenverwandten fallen! . . . Wähle also! Hältst Du fest an diesem fremden, heimathlosen Menschen, so geh! Nichts verpflichtet uns, wenn Du ungehorsam, Dir mehr zu geben als Deinen Lebensunterhalt! Es ist das letzte Wort, das ich in der Sache spreche.“

Sie ging mit festen Schritten. Draußen zauderte sie wohl, denn Bettina's leidender Zustand hatte ihr wehe gethan; aber sie mußte; sie hatte auch einen geheimen Abscheu gegen alle Künstler, seit es ihr gestattet gewesen, selbst jene Bahn zu verlassen.

Bettina, bleich und abgehärmt, eine freiwillig Gefangene, schaute ihr nicht nach; sie sah mit den Händen im Schooß, das Kinn gesenkt, die Augen von Schmerz umrahmt. Sie blieb allein an diesem Tage. Aber Leonorens Wort war doch noch nicht das letzte gewesen. Sie kam am nächsten Morgen wieder, um immer dringlicher und überzeugender zu reden, ihr zu sagen, daß Oppenstein sie nicht mehr sehen, sie aus dem Hause entfernen wolle. Sie kannte des Mädchens Grauen vor der Armuth.

„Luft! Ich ersticke!“ schrie Bettina auf, als die Baronin gegangen. Sie warf die Hausrobe von sich, kleidete sich in fiebernder Hast wie zur Promenade an, stürmte zum Hause hinaus und warf sich unten in einen Fiaker.

Planlos irrte sie mit diesem umher, ihm überlassend, wohin er sie führe. Als sie nach einer Stunde heimkehrte, verlangte sie die Baronin zu sprechen.

„Ich bin bereit, zu thun, was ihr begehrt!“ rief sie, zitternd unter der Wucht ihres Entschlusses, vor dieser in deren Zimmer tretend. „Ihr habt mich vor die Wahl gestellt, entweder wieder arm zu sein wie damals, als ihr mich auf der Treppe der Schlossersfrau aufsaßet, oder einen Mann zu heirathen, den ich nicht lieben kann, nie lieben will und werde. Euer Gnadenbrod hat mich das Bettelbrod verab-

scheuen gelehrt, ihr wißt es, ihr handelt darnach. Euer sei also auch die Verantwortung für die Zukunft! Sagt Herrn von Walbeck, ich sei bereit; aber thut es schnell, denn ich stehe nicht für mich!“

Sie ging; nicht achtend darauf, daß die Baronin die Arme nach ihr ausstreckte, schloß sie die Thür hinter sich und trat mit finsterner Resignation in ihr Zimmer.

„Sein Weib muß ich also werden, und was kann es denn kosten, wenn ich es nicht mit dem Herzen zu sein brauche? . . . Baronin von Walbeck, ich gratulire!“

Vor dem Spiegel stehend machte sie sich eine tiefe, höhnische Verneigung und laut auflachend warf sie sich auf das Sopha, den Kopf über die Lehne werfend und zur Decke starrend. „Armer Walbeck! Er soll mich glücklich machen und er ahnt nicht, daß er an der Aufgabe zu Grunde gehen wird! Gätt' ich nur ein einziges Wesen auf der Welt, zu dem ich mich aussprechen könnte! Aber ich will fort aus diesem Hause, fort um jeden Preis; nur hinausstoßen sollen sie mich nicht! Um jeden Preis!“ lächelte sie. „Ich kenne ja den Preis; sie nannte ihn mir. Damals als ich Kind war, gaben sie weniger; reiche Leute erzwingen Alles durch Geld. Wer hindert mich, es ihnen nachzuthun, wenn auch ich erst reich bin! Machen sie sich ein Gewissen daraus, mich in die Arme eines Mannes zu treiben, den ich nicht will? Und weiß ich denn, aus welchem Grunde er mich will? Werden sie ihm nicht gesagt haben, wie viel ich werth bin? Es ist ein Handel; laß sehen, wer der Betrogene ist! Aber was geschehen soll, mag schnell geschehen!“ Sie sprang auf und trat an das Fenster. „Walbeck mag kommen! Der Diener kehrt eben in's Haus zurück; er wird ihm schon die frohe Botschaft gebracht haben. Ich will mich ankleiden, um bereit zu sein, und mit dem Gedanken an ihn will ich dann vor den Altar treten und rufen: Camill, sie kommt, die Königin von Arabien!“

Vierzehntes Kapitel.

„Sie hat Recht! Sie hat hundertmal Recht! Ich bin ein Narr mit allen meinen schönen Plänen hinsichtlich der geistigen Veredlung des weiblichen Geschlechts! Sie sind Eine wie die Andere und wollen nicht anders sein! Wiederum kläglich gescheitert, und dieses Weib, diese Frau von Schöllner, der ich das Mädchen so vertrauensvoll übergab! Sie will kommen, ihren Liebling sehen, schreibt sie!“ Oppenstein zerknitterte ein Papier in der Hand und warf es in den Korb. „Nicht vor Augen soll sie mir kommen! Meine Frau, die — Gans, hat Recht, ja hundertmal Recht! Es ist mir bestätigt, daß dieses Kind dem unbankbaren Musikanten ein Mendevous gegeben; sie hat sich darnach bereit erklärt, Walbeck zu nehmen. Meinnetwegen denn heute noch! Ich will sie nicht sehen, denn ich könnte wieder andern Sinnes werden; aber ihn will ich empfangen und ihm sagen, was er nach der Hochzeit an Mitgift zu erwarten hat. Vermögen besitzt er ja nicht! Nur schnell, damit ich die Sache aus dem Kopf habe!“

Seine Gattin hatte ihn vor einer Viertelstunde

erst verlassen, nachdem er, durch sie in fieberhafte Stimmung versetzt, sie ersucht, ihm seine Ruhe zu gönnen, sie möge thun, was sie wolle, dafür aber solle sie allein auch Alles verantworten.

Da stand er also wiederum an einem resultatlosen Abschluß seines Bemühens. Unsin hatte soeben noch seine Gattin in ihrer hausbackenen Weise dasselbe genannt; ein Gesangbuch und ein Kochbuch sei Alles, was eine Frau gebrauche, um Gott und der Welt gefällig zu sein. Die Gute schwärmte nämlich seit Kurzem für die Religion, in der sie einen Sockel suchte. Sie hatte sich auch in Allem, was das Mädchen anging, einen Ton angewöhnt, als gehöre dasselbe ihr, und leider verief sie sich darin stets auf in der Natur und dem Wesen des Weibes liegende Eigenthümlichkeiten, in denen er als Mann kein Urtheil hatte; immer aber war ihr drittes Wort: „Diese Frau von Schöller, die mir das Kind verdorben hat!“

Ihr Sieg war heute Morgen vollständig gewesen und ihm war's, da sie gegangen, als habe sie ihm etwas aus dem Herzen gerissen, für das es keinen Ersatz mehr gab, wenn nicht unerwartete Umstände ihm zu Hülfe kamen. Vorläufig wollte er, wie gesagt, das Mädchen nicht sehen; der Gedanke, daß sie heute noch Walbeck's Braut werde, empörte ihn, obgleich er diesen stets geachtet.

Als es Mittag war, sah die Baronin in feierlichem Schwarz in hoher Spannung auf dem Sopha ihres Zimmers. Bettina, ebenfalls in schwarzer Seidenrobe, stand am Fenster, das Kinn auf die Rückseite der Hand gestützt. Sie hatte soeben eine lange und letzte Ermahnungsrede mit Verhaltensmaßregeln angehört und lauschte heimlich zitternd. Die Baronin überlegte eben, wie sie Walbeck empfangen werde.

„Wenn er nur schon da wäre!“ flüsterte Bettina lautlos. „Die Qual ist unerträglich!“

Die Jungfer kam endlich und meldete den Erwarteten. Jost von Walbeck trat in der vollen Uniform des Ingenieurcorps ein. Die Baronin blickte zufrieden lächelnd auf den hübschen, kräftig gebauten Mann mit den sanften blauen Augen und dem glänzenden blonden Vollbart. Walbeck küßte respektvoll ihre Hand und erhielt dafür einen ermunternden Blick.

„Bettina!“ hörte diese, scheinbar erschreckend, sich anrufen. Sie wandte sich wie überrascht und maß den Lieutenant zerstreut mit kalter Miene. Die Baronin fühlte sich verlegen, Beide sich gegenüber zu sehen; sie fand nicht gleich die Worte, denn die Situation war anders, als sie sich vorgestellt. Sie erhob sich gravitatisch. „Bettina, Du weißt, weshalb Herr von Walbeck kommt . . . Sie verzeihen . . .“ Damit warf sie ihm einen auffordernden Blick zu, ihr doch zu helfen.

„Eine mich so hoch beglückende Botschaft Ihrer gnädigen Frau Mama . . .“ Auch Walbeck, einem sonst so klaren, ruhigen Kopf, waren die rechten Worte nicht gleich bei der Hand, den kalten Augen Bettina's gegenüber, die seiner Verlegenheit zu spotten schienen; indeß erfaßte er ihre Hand, die kalt und regungslos, und führte sie an seine Lippen, ohne

daß sie es wehrte, und das gab ihm Zuversicht. Er sprach zu ihr ruhig, herzlich, preßte die in der seinen liegende Hand, bat sie, ihn anzuhören, und suchte sie zum Sopha zu führen.

Bettina, die ihn noch nicht angeschaut, holte tief Athem, ihr bleiches Antlitz indeß nahm einige Farbe an; auch sie schien die Fassung errungen zu haben, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Sie schaute ihn an und ihr war's, als sie seinem gutmüthigen Auge begegnete, als müsse sie ihm verzeihen, weil er ja nicht wußte . . .

Sie waren Beide hohe, schöne Gestalten; Thränen schwaumen wieder in den Augen der Mutter, während sie hinschaute und Bettina, ihren Wünschen gehorjam, sich neben sie setzte. Ein schöneres Paar konnte es nicht geben. Sie hörte zu, was Walbeck mit so rührendem Organ zu seiner Braut sprach, und glaubte, wieder zu Hülfe kommen zu müssen, als Bettina nichts erwiderte.

„Sie müssen sie nicht so bestürmen, lieber Jost!“ Sie wagte, ihn zum ersten Male so vertraulich anzureden. „Es ist einmal ihr Wesen so. Uebrigens erwartet Sie mein Mann drüben; wir dürfen ihn nicht vergessen.“

Walbeck fühlte sich etwas verlegen durch die Ermahnung, nicht zu stürmisch zu sein; die Situation hatte ihn zum Gegentheil gezwungen. Er hatte mehr Entgegenkommen erwartet, aber er schien zufrieden und trat hinaus. Auch Bettina stand schon inmitten des Zimmers.

„Er ist ein schöner, liebenswürdiger Mann! Du machst mich heute glücklich, mein Kind!“ Sie umarmte das Mädchen mit Jubrust und Thränen. „Drüben wird jetzt Alles klar gemacht. Ihr werdet eine schöne, sorgenlose Existenz führen; Dein Pflegevater hat auch nur unter der Bedingung eingewilligt, daß ihr in unserer Nähe bleibt; er kann Dich nicht missen.“

Bettina machte sich los, diese Gemüthswallung schien ihr lästig.

„Sag' ihm, ich sei . . . zu erregt . . . oder was Du willst! Ich muß allein sein! Laß mich gehen, ich bitte!“ rief sie heftig.

„Geh, mein Kind!“ Sie hielt Bettina's Hand noch einmal fest, um die Braut anzuschauen. „Geh, ich will Dich bei Walbeck entschuldigen und inzwischen das Nöthige für die Proklamation der Verlobung thun. Gegen Abend fahren wir auf die Promenade; ich werde Walbeck einladen.“ Gerührt schaute sie dem Mädchen nach.

Bettina hörte das Letztere kaum noch; sie war hinaus, ehe die Baronin geendet. In ihrem Zimmer warf sie sich mit dem Antlitz auf das Bett, sie schluchzte laut und rief mit Verzweiflung Camill's Namen.

Zu der Zeit hatte Oppenstein eben Walbeck's Hand in der seinigen.

„Walbeck,“ sagte er mit Emphase, „Sie nehmen mir mein Liebstes, den Genius meines Hauses, dessen Anblick, dessen Pflege mich mit meinem so frühzeitig gebrochenen Körper wieder aufrichten konnte. Ich gebe sie Ihnen nur unter der Bedingung, daß ich sie täglich sehen darf, und bereite Sie darauf vor: ich werde Ihr unverjöhnlichster Feind sein, wenn

Sie Bettina nicht glücklich machen; vergessen Sie das nicht! Sie bekommen ein schönes und edles Weib, dessen Vorzüge zu erkennen und zu schätzen Ihre Aufgabe sein soll. Was das Geschäftliche betrifft," sagte er mit aus dem theatralischen Ton sinkender Stimme, "wird Bettina auf meinen Antrag sofort mündig erklärt und in Besitz des ihr bestimmten Vermögens gesetzt werden. Eine Jahresrente wird Sie Beide zudem vor jeder materiellen Sorge schützen. Gehen Sie, lieber Walbeck!"

Er wandte sich trauernd ab und schritt in sein Cabinet. Wieder um diese Zeit, da Walbeck seine Braut bei der Mutter suchte, hatte Bettina, eingedenk ihres Entschlusses, sich endlich aufgerichtet. Walbeck hörte eben alle die schönen Pläne der Baronin an, als Bettina sich vom Bettrand erhob.

"Genug der Thränen!" rief sie. "In wenigen Wochen bin ich ja Herrin meines Vermögens und meines Willens . . . wenn auch als Frau von Walbeck! Aber damit thut sich die Welt vor mir auf, die schöne, große Welt, von der ich stets geträumt, und ist Walbeck nicht der Gott, der mich ihn vergessen machen kann, so falle Alles auf das Haupt Derer, die mich ihm opferten. Mag er dann aus den Scherben des von ihm geträumten Glücks seine Zukunft aufbauen und erkennen, was er so thöricht begehrt! Ich fühle es, mein Blut ist zu heiß, ich kann kein Weib sein wie die anderen!"

Sie trat vor den Spiegel, um ihr Haar wieder zu ordnen, und wie sie da stand, in den eigenen Anblick versunken, öffneten sich plötzlich bei einer sie erschreckenden Wahrnehmung ihre Augen weit und starr.

"Wie sie mich heute anschaute, mich an sich presste

und schluchzend Thränen der Mühnung weinte, mich, die sie auf der Treppe des armen Mannes auf-gelesen! Und was kann ich ihr selbst heute Anderes geworden sein als das Bettelkind, das sie Beide in feine Kleider gesteckt, das sie mit moralischen Brocken aus hundert Büchern übersättigt, mit dem sie Parade machten, die Leute glauben lassend, ich sei ihr Kind. O, ich hab's nicht vergessen, wie er ihr einmal sagte, als sie unzufrieden mit mir waren: 'Fremdes Blut! Wußte man denn, was in ihm stecke?' Ja, fremdes Blut des gemeinen Mannes!" rief er, und als sie fort war, hätschelte und streichelte er mich wieder, das Kind des gemeinen Mannes, und steckte mir einen kostbaren Ring an den Finger! . . . Und sie nun heute! Was wollte sie? Ich bin undankbar, ich weiß es! Braucht das Kind gemeiner Leute dankbar zu sein für das, was die Vornehmen um ihrer selbst willen thun? Mit Allem, was sie gethan zu haben glauben, sind sie nicht im Stande gewesen, mir auch nur ein Körnchen von Anhänglichkeit an sie einzuslößen, und die arme Schlossersfrau, obgleich sie mir gar nichts Gutes erwiesen, ist mir heute noch lieber geblieben als sie, denn sie reichete mir ehrlich und gut das trockene Brod, ohne an mir herumzundrgeln und mich zu martern; und daran mag wohl das gemeine Blut schuld sein . . .

"Was sie wohl Walbeck über meine Herkunft gesagt haben mögen? Ich werde ihm kein Hehl daraus machen. Und nie werde ich zu ihnen stehen, wenn ich erst sein Weib, wenn . . . Aber ich will ja nicht denken! Sie sollen mich heiter, gleichgültig sehen; nur Walbeck verlange nicht von mir, was ich ihm nimmer gewähren werde!"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Vom Essen und Trinken.

(Karlsbad.)

Von

Karl Böttcher.

Ein kleines Buch, das „Karlsbader Schlenkertage“ (Karlsbad, Keller) von seinem Verfasser, dem bekannten Feuilletonisten Karl Böttcher, heitelt wurde, bringt uns Bilder aus dem Saisonleben dieses Weltbades, das mit der tiefsten, energichsten Heilkraft seiner Wasser den Reiz äppigster Natur und das Behagen österreichischer Gesellschaft verbindet. Der Verfasser hat seine reizenden Feuilletons dem größeren Leserkreis des Buchs gegenüber dem der Zeitung nicht entgehen lassen wollen, und er hat recht daran gethan; sie haben uns angenehme Unterhaltung und mancherlei Anregung verschafft. Ein kleines Blatt sei aus dem Büchlein herausgehoben.

Oa, welche Wonne, wenn des Tagewerkes erster Theil, das Trinken am Brunnen, beendet ist und die Pilgerfahrt nach den „Stationen“ beginnen kann, wo der Müde ruhen und der Hungerige frühstücken darf! Wenn nicht die Seligkeit selber, so ist doch ihr Vorgeschmack. Ich habe würdige Männer, gefehte Leute in Ekstase gerathen sehen, wenn sie solch' ein Frühstück in Karlsbad schilberten. Sie vergaßen dabei die ganze Welt ringsum und hätten vor Entzücken gleich ein Nad schlagen mögen . . .

Wer nie Kaffee mit Kipfeln aß
Auf diesem kaffischen Boden,
Begreift nicht die Poeten,
Die ihn besangen in Oden."

Schon die Vorbereitungen zu diesem Genuße sind der Würdigkeit des Gegenstandes angemessen. Die guten Seelen, welche Stundenlang in den Kolonnaden, über die Brücken und Straßen den Becher am Vandelier trugen, in hellen Haufen strömen sie jetzt in die Bäckereien, um sich mit rothen, grünen, gelben oder blauen Futterbeuteln, welche Kipfeln, Kaiserjimmeln und Potozys bergen und einen geeigneten Appetit befunden, genügend auszurüsten.

Dann geht es entweder direkt zu Pupp oder durch die Laubhallen der Puppischen Allee das Tepluser entlang in den Posthof, in den Freundschaftssaal, in den Kaiserpark. Andere wallfahrten nach Schönbrunn, nach dem Jägerhaus und dem Panorama. Nur Wenige bleiben in der Stadt zurück, wo namentlich der Elefant auf der Alten Wiese sich der besonderen Protektion erfreut.

Und nun das vielgepriesene Getränk selbst und seine verschiedenen Variationen. Man versuche nur, sich durchzutrinken, eine wahre Herculesarbeit: schwarzer, gemischter, aufrechter, verkehrter Kapuziner — und wie die Schattirungen alle heißen mögen. Es bedarf beinahe mehrfacher, vollständiger Karlsbader Kuren, um das richtige Verständniß für all' diese Spezies zu gewinnen.

Kredenz, besser vorgetragen wird dieses genial geschaffene Klümpchen von den sogenannten Kaffee Mädchen, der Pepi, der Poldi, der Resi, der Emma, der Fanny, der Lina . . .

Schaut nur einmal eine solche Elfe etwas genauer an. Da ist beispielsweise die Kathi. Ein dralles Mädchen mit hübschem Augenniederhlag, feingerundeter Büste und echtlem Karlsbader Accent. Welch' herrliche Erscheinung, voll Stolz und Ghil, eine lebendige Verkörperung ihrer anmuthigen,

zwanzigjährigen Jugend! . . . Wenn die kleinen, klugen Hände etwas rasten, die munteren, netten Füßchen nicht weiter trippeln, das breite Sammetband auf dem Kopfe, welches eine Fülle dunkelblonden Haares zusammenhält, nicht unruhig hin und her schwankt — es gibt ein reizendes Bild.

Ein paar schlechte Wiße, die nach Kaserne, Jockeyklub oder dem verdächtigen Parfüm jener Anekdoten duften, wie sie gegen Mitternacht in den Kneipen erzählt werden — manchem schnurrenden, näselnden Lieutenant schweben sie auf den Lippen. Angefichts der holdbestrickenden Weiblichkeit Kathi's wagt er jedoch nicht loszuschicken.

Eine nilanenreiche Karriere ist es, welche diese Karlsbader Mädchen à la Kathi durchlaufen.

In früher Jugend, in der Zeit des Flügelkleides, sind sie Oblatenmädchen. Da lügen die blauen, treuherzigen Augen so vertrauensvoll in die Gesichter der Kurgäste, und wenn die kleinen Hände täglich dreißig Kreuzer verdienen, bilden sie sich ein, es sei ein Feiertag gewesen.

Darnach avanciert das Oblatenmädchen zur Brunnennymphy. Das sind schon sonnige Tage, besonders wenn mit dem Avancement auch eine kleine Verbesserung im Gehalt verbunden ist. Nun wird das liebe Berufsleben sogar durch eine Reihe funkelnder Freuden erhellt. Nicht selten findet sich ein reicher Yankee von jenseits des Ozeans, der dem ganzen Brunnennmädchenschwarm ein Fest bei Pupp veranstaltet, ein Anderer läßt sie sämtlich photographieren, ein Dritter kauft ihnen Kleidung . . .

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind. Aus der Brunnennymphy entpuppt sich das Kasseemädchen. Jetzt ist sein Königreich im Pupp'schen Etablissement oder im Café Elefant. Jetzt weiß das holde Geschöpf bereits, daß das Bori Geld in der Gesichts des Lebens eine hochbedeutende Rolle spielt. Dazu sind die hübschen Augen ausdrucksvoller, feuriger geworden. Ein frisches Roth haucht sich auf die Wangen. Die Lippen leuchten wie eine Erdbeere. Und die dunkelblonden Flechten! Versteht die Kleine vom ehemaligen Oblatenhandel vielleicht gar schon die hohen Künste der Kofetterie? Bei Beobachtung des süßen Lächelns, des sanften Augenzwinkerns, des reizenden Schmollens möchte man es fast annehmen.

Da huscht sie anmutblühend, traumerloren mit ein paar Journalen dahin — hopp, hopp, wie das springt! Ich glaube gar, die Lippen trällern ein Liedchen. Das paßt zu dem süßen Ohnen, welches in ihren Augen funkelt. . . Was mag sie in dem kleinen Herzen herumtragen? Wie da die Lebenslust so heiter pocht! . . .

Jetzt ist er für das Kasseemädchen gekommen, der gewisse Frühling, wie er für jedes Menschenherz einmal anbricht, mit seiner Blütenpracht, seiner beseligenden Glut, seinem wunderbaren Hoffen . . . Das Kasseemädchen liebt. Gott sei ihrer Seele gnädig!

Du meinst, daß er sie heirathet? Keine Idee. Die erste Liebe ist eben ein Regenbogen mit wunderherrlichem Farbenpiel, dessen Pracht nur zu bald zerfließt — eine Sternschnuppe, die durch den Himmel irt, schön, glänzend, sprühend, aber von kurzer Dauer — ein prächtiges Juwel, das als süße Erinnerung für das spätere Leben funkelt.

Da kommt der Tag, wo er fortgeht, der treulohe, kurgastliche Geliebte, weit, weit fort und das harrende Lieb im trauten Karlsbad vergißt. Das ist ein kritischer Zeitpunkt. Was thun, wenn sie sich plötzlich gelächelt, aus allen Himmeln verstoßen sieht? Wie dann in dem armen Herzen ein echtes Leid brennt! Wie das Gesicht erbleicht, die thränendunklen Augen in die Leere starren!

Vielleicht reißt sie gar mit hinaus in die weite Welt, weil ein biederer Goldontel sie gern in seiner Nähe haben will. So schlendert sie am Golf von Neapel oder auf dem Boulevard des Italiens in Paris oder an den Gestaden der Nordsee in Norderney.

Aber ihrem Karlsbad wird sie deshalb nicht untreu. Ehe zwei bis drei Jahre vergehen, ist sie wieder da, wird noch vier bis fünf Jahre älter, heirathet einen Schuster oder Schneider und etablirt später zur Erhaltung ihrer zahlreichen Familie in der Pupp'schen Allee jene bekannte Vorrichtung mit der Aufschrift: „Hier kann man sich wägen lassen.“

Mit dem Frühstück ist freilich die Liste der materiellen Genüsse des Kurgastes so gut wie erschöpft. Was nun folgt, sind Akte der Selbstentfagung. Ihr wißt, was zu einem guten Gastmahl gehört:

Ein freundlich Gesicht,
Viel gute Gerichte,
Weine von Gewicht,
Eine schöne Küche,
Eine lustige Gesellschaft,
Süßlich hell und lichte,
Beim Sitzen nicht so dicke,
Zulezt eine gute Verpichte.

Ach, dieses Rezept, so weit es sich auf die Eh- und Trinksfrage bezieht, ist von den drakonischen Gesetzen der Brunnendiät auf's Schaurigste verändert und reduziert. Hier, nach dem großen Karneval des Lebens, werden die großen Fasten gehalten, gilt es, sich zu kasteien, der Enthaltbarkeit zu huldigen, Buße zu thun.

Hürwahr, wenn man die Masse der leuchtenden menschlichen Centner, der vielen wandelnden Vorgebirge betrachtet, erkennt man erst, wie viel gesündigt werden kann.

Halt, da tragt Einer daher, der für unsere Studie vorzüglich paßt.

Denkt euch einen kühn gerundeten, weitbogigen Bauch, daran, gleich zwei Tangenten an einem Kreise, rechts und links ein Paar Arme, darüber ein dickes Gesicht, eine parodistische Ausgabe des Unterkörpers en miniature. Wenn diese menschengewordene Geometrie, dieses bei der leichten Kavallerie absolut nicht verwendbare Kurgästchen sich bewegt, so ist es ein balancirendes Watscheln, wenn er niest, schreckt jeder Sperling vom Fenstersims empor, sich einbildend, das Leben vor einem Schuß gerettet zu haben. Wenn er athmet, äußert er einen solchen Aufwand von Lungenkraft, daß damit auf der Stelle ein ganzer Kronleuchter ausgepustet werden könnte. Sobald er durch ein Zimmer schreitet, so knarren die Dielen, als beklagten sie sich ob dieser Mißhandlung, und die Nipp'sachen berühren sich mit den Köpfen, fächern und lärmern, als wollten sie ob des Erlaunens über diese voluminöse Erscheinung nicht müde werden. Wenn ihm etwas herunterfällt, so läßt er es hübsch liegen. Ihr glaubt wohl, das Wäden ist ein Kinderpiel!

Das ist Einer, der daheim den tiefen Sinn des Wörtchens „essen“ einmal gründlich erfaßte. Das dokumentirt er auch hier am Mittagstisch, seinem Altar.

Er rückt vorerst zwei Stühle aneinander, wohl erwägend, wie viel auf deren solide Tragfähigkeit ankommt, und setzt sich nach Erlangung eines günstigen Resultates augenblicklich nieder, wenn auch die beiden unglücklichen Möbel in dumpfem Schmerz stöhnen, als wären ihnen tausend Rippen gebrochen worden, oder sich geberden, als seien sie die beklagenswerthesten Stühle des ganzen Erdballs.

Jetzt beginnt das Studium der Speisefarte. Das ist ein weishevoller Moment, eine Art Aufwand von geistiger Thätigkeit. Es liegt eben System, Methode, wenn ihr wollt, Melodie in der Auswahl unseres Hungrigen. Eine Masse Reminiscenzen an frühere Festgelage müssen ihm dabei behilflich sein. Er läßt alle Speisen, welche bei ihm in großem Ansehen stehen, Revue passieren. Was wollt ihr? Leute, welche das Essen künstlerisch betreiben, machen das so. Würzige Bratenstücken, die durch allerhand Zuthaten in den Adelstand erhoben wurden, weißköpfige Champagnerflaschen, goldfunkelnder Wein im schlanen Glase, — das blinzelt wie ein neckischer Gruß aus der Erinnerung herüber; denn ein Schauerwort taucht vor ihm wie Banquo's Geist auf — das Schauerwort „kurgemäß“.

Fahr' wohl, du Giterazypfroschbraten, du Gansbraten mit Sellerie und Sardines de Nantes, du perlender Champagner — es hat nicht sollen sein.

O dieses „kurgemäß“!

Was ist von wohlwollenden Menschen nicht schon über dieses allgemein anerkannte Gesetz, um das sich hier Alles wie um einen Angelpunkt dreht, scandalirt und geschrieben worden! Nimmt man auf der Straße einen rascheren Schritt an, so heißt es sofort, das ist nicht „kurgemäß“; wird man in einer Debatte über Frauen etwas wärmer, so schweigt plötzlich der Partner mit seinen Argumenten, weil das nicht „kurgemäß“; hat man einen kleinen Anfall von Liederlichkeit und möchte Abends im Restaurant noch ein wenig länger kampiren, so sieht man sich vereinsamt, weil das nicht „kurgemäß“.

Doch wunderbar — der Mensch lebt sich nach und nach hinein in diesen immer erträglicher werdenden Zwang. Und scheidet er endlich, so zieht wohl in sein Herz etwas von jenem süßen Weh, das man Heimweh nennt — Heimweh nach dem lieben Karlsbad.